Die weissen Indianer

Ewald Gerhard Seeliger

Die weißen Indianer

KRONEN BÜCHER

Romane erster Schriftsteller

Die weißen Indianer

Roman

von

Ewald Gerhard Seeliger

RUDOLF MOSSE
(KRONEN-VERLAG)
BERLIN SW 68

I.

„Sind Sie nun im Bilde?" fragte der Graf und schaute Ulrich Schlägli gespannt an.

„Durchaus!" erwiderte der ganz geschäftsmäßig und überflog die Anmerkungen, die er sich inzwischen gemacht hatte. „Es handelt sich um die Verfolgung eines vorerst nur nach Heidelberg Geflüchteten, der die Ehre hat, den Grafen Rudolf von Funk-Winnaden zum Vater zu haben, und den Vorzug, der einzige Erbe seiner Güter und Fabriken zu sein, der aber auf beides anscheinend nicht den geringsten Wert legt. Wenn das vorliegende Telegramm der Heidelberger Polizei nicht trügt, sitzt er augenblicklich in der Wohnung seines Freundes und wartet auf ihn. Er hatte vorgestern eine heftige Auseinandersetzung mit seinem Vater gehabt, in deren Verlauf Alter und Jugend aufeinanderplatzten und die mit einem entschiedenen Bruche endete. Wenn ich recht verstanden habe, soll mir die Aufgabe übertragen werden, ihn in die Arme seines Vaters zurückzuführen."

Der Graf nickte zustimmend.

„Das Ziel seiner Flucht ist Amerika!" fuhr Ulrich Schlägli fort. „Bestimmte Zukunftspläne scheinen nicht vorhanden zu sein. Geldmittel, vom Vater zur Verfügung gestellt, wurden mit Entrüstung zurück-

gewiesen. Hierbei dürfte der Einfluß des Heidelberger Freundes, eines gewissen Doktor Pudderlick, in Ansatz zu bringen sein, der anscheinend ein sehr lebhafter Arbeiterführer ist. Er mag auch den Anlaß dazu gegeben haben, daß der Flüchtling in edler Vermessenheit auf sämtliche Vorrechte seines hohen Standes Verzicht leisten will."

„Seine letzten Worte habe ich genau festgehalten!" rief der Graf, hob ein Blatt vom Schreibtisch und las: „Ich will nicht länger dein Geschöpf und von dir abhängig sein. Ich weiß, was ich als Mensch wert bin, und werde mir mein Glück aus eigener Kraft erringen."

„Ein schönes und klares Programm", lächelte Ulrich Schlägli anerkennend, indem er den breiten, blondstruppigen Schädel wiegte. „Der junge Mann wird mir immer sympathischer. Es ist demnach nicht verwunderlich, daß er den Heiratsplan, zu dem ihn sein Vater überreden wollte, schlankweg verwarf. Diese Dame kann übrigens zunächst aus dem Spiel bleiben, weil er sie weder gesehen hat noch ihren Namen weiß."

„O doch!" fügte der Graf ein. „Ihren Vornamen!"

„Das erscheint mir belanglos", fuhr Ulrich Schlägli fort und klappte das Merkbuch zu. „Die romantische Neigung und die allgemeine Abenteuerlust der Jugend in Abzug gebracht, verbleibt trotz alledem ein gewisser unsicherer Rest. Sollte hier nicht ein anderes weibliches Wesen in Frage kommen?"

Der Graf schüttelte den Kopf.

„Bei einem reichen jungen Mann von dreiundzwanzig Jahren ist dies doch wohl das Nächste."

„Bei ihm leider nicht!" erwiderte der Graf rasch. „Er nimmt das Leben von der ernstesten Seite. Sonst hätte er sich wohl während seiner Studentenzeit einen anderen Umgang gewählt. Ich muß gestehen, daß gerade seine Freundschaft mit diesem Doktor Pudderlick für mich die Ursache gewesen ist, ihn vorerst noch von jeder leitenden Stelle in meinen Betrieben fernzuhalten, obschon ich nahe daran war, ihm die beiden Motorfabriken zu übergeben. Er versteifte sich aber auf Holzstoff und Zellulose. Dort wäre seine Absicht, grundstürzende Neuerungen einzuführen, wohl noch erträglich gewesen, hier hätte sie meine ganze Lebensarbeit erschüttern müssen. Seine frühere Neigung zum Flugzeugbau hätte ich wohl unterstützt, wenn dabei nicht die erhöhte Lebensgefahr zu fürchten gewesen wäre. Auch über die Gewinnbeteiligung der Arbeiter, die er mir eines Tages ganz ernsthaft vorschlug, hätte ich mit mir reden lassen. Aber er brach ganz plötzlich ab und lief davon. Die öffentliche Lesart ist hier: Der junge Graf macht eine längere Erholungsreise!"

„Hm!" machte Ulrich Schlägli nachdenklich. „Die Ausbeute ist mager genug. Ich muß also versuchen, auch die Gegenpartei in mein Vertrauen zu ziehen!"

„Das gerade wollte ich Ihnen vorschlagen!" rief der Graf beglückt. „Suchen Sie seine Freundschaft zu erringen! Begleiten Sie ihn, helfen Sie ihm, seien Sie sein Schutzengel auf der Irrfahrt, die er anzutreten im Begriff ist, bewahren Sie ihn vor jeder Lebensgefahr und bringen Sie ihn, sobald sich sein Widerstreben erschöpft hat, hierher zurück! Wenn es Ihnen außer-

dem gelänge, seine Aufmerksamkeit auf jene Dame zu lenken! Sie finden sie augenblicklich in Baden-Baden."

„Das ist kein Umweg!" nickte Ulrich Schlägli und steckte das Merkbuch ein.

„Diese Dame wird Ihre getreueste Verbündete sein. Als Amerikanerin, wenigstens ist sie das von mütterlicher Seite, hat sie einen gewissen Hang zum Phantastischen. Außerdem ist sie rettungslos in ihn verliebt. Es spielt hier etwas Mystisches mit, doch sehe ich leider nicht ganz klar. Mir gefällt sie so ausgezeichnet, daß ich mir gar keine bessere Schwiegertochter wünschen könnte. Zudem ist sie die Besitzerin großer Wälder im amerikanischen Westen und mehrerer Holzstoffabriken, die sich in den letzten Jahren geradezu märchenhaft entwickelt haben. Das ist der Grund, weshalb ich diese Verbindung auch in anderer Beziehung freudig begrüßen könnte."

„Diese Bekanntschaft fußt also auf Ihren Geschäftsverbindungen mit Amerika?"

„O nein!" lehnte der Graf ab. „Ich würde niemals das Lebensglück meines einzigen Sohnes einer solchen Berechnung zum Opfer bringen! Die Dame hat sich ganz unvermittelt an mich gewandt, weil sie sich nicht anders zu helfen wußte. Diese Sonderbarkeit, die man ihr als Amerikanerin schon zugute halten darf, begreift einen so hohen Grad von Aufrichtigkeit in sich, daß sie schon dadurch mein ganzes Herz gewonnen hat. Weil ich keine bessere und vorzüglichere Lebens-

gefährtin für ihn weiß, nur deshalb habe ich ihr meine Unterstützung zugesichert!“

„Ah!“ entfuhr es Ulrich Schlägli, angenehm überrascht. „Unter solchen Umständen könnte diese Dame für mich allerdings eine sehr wertvolle Bundesgenossin werden, vorausgesetzt, daß sie sich entschließen würde, einen anderen Vornamen zu wählen.“

„Sollte sie Bedenken haben,“ beruhigte ihn der Graf, „so werde ich sie zerstreuen. Ein paar Zeilen von meiner Hand werden genügen. Inzwischen bitte ich Sie, mein Gast zu sein!“

Der Graf setzte sich an den Schreibtisch, drückte auf den Klingelknopf und befahl dem eintretenden Diener, Herrn Schlägli in den Speisesaal zu führen.

Er setzte sich an die reich bestellte Tafel und langte mit Behagen zu. Noch niemals war er nach Erhalt eines neuen Auftrages so vergnügter Laune gewesen. Der Flüchtling saß in Heidelberg und wartete auf ihn und auf Doktor Pudderlick, der sich anscheinend auf einem Werbefeldzug befand. Die Dame befand sich in Baden-Baden. Kein verletztes Gesetz heischte Sühne, von keiner Seite drohte Gefahr. Er hatte es mit zwei Menschen zu tun, die sich von vornherein seiner ungeteilten Zuneigung erfreuen durften.

Und seine Aufgabe war nun, sie beide zusammenzubringen und glücklich zu machen.

„Das ist doch mal was ganz anderes als diese ewigen Verbrecherjagden!“ schmunzelte er, während er mit Hingebung die Austern schlürfte und den Römerkelch leerte. „Hierbei kommt man nicht in die Ver-

legenheit, sich den Hals brechen zu müssen. Auch die blöde Revolverschießerei fällt, Gott sei Dank, weg. Das Schwierige dieser Aufgabe liegt in der Feinheit der zu liefernden Arbeit. Also Vorsicht und die Finger gespitzt!"

Der Graf brachte ihm endlich das Schreiben und begleitete ihn vor das Schloßtor, wo ein zweihundertpferdiger Triton-Wagen pfauchte.

„Ich vertraue Ihnen unbedingt!" sprach er warm, während er Ulrich Schlägli die Hand drückte. „Von Ihrem Berliner Institut, dessen Hilfe ich schon öfters in Anspruch genommen habe, sind Sie mir so warm empfohlen worden, daß ich kein Bedenken trage, Ihre Treue und Vertrauenswürdigkeit im weitesten Umfange in Anspruch zu nehmen."

„O bitte sehr!" wehrte Ulrich Schlägli lächelnd ab. „Es ist ein Geschäft wie jedes andere. Uebernimmt man es, so ist es Pflicht, es so auszuführen, daß der Auftraggeber zufriedengestellt wird. Vor allem darf die Sache nicht überstürzt werden. Es ist eine rein seelische Angelegenheit, aber das gerade reizt mich, sie zu übernehmen."

„Und Sie bürgen für das Gelingen?" fragte der Graf schwer atmend, noch immer seine Hand pressend.

„Ich hoffe auf eine glückliche Lösung," versetzte Ulrich Schlägli lächelnd. „Meine Berichte werden nicht immer regelmäßig einlaufen, aber sie werden dann um so eingehender sein."

Damit stieg er ein, zog den Hut, und der Wagen brauste davon.

Durch den Schwarzwald ging es, rasend bergauf und bergab, daß die hundertjährigen Tannen wie im Sturm vorüberfegten.

Ulrich Schlägli riß den Umschlag auf, den ihm der Graf in die Hand gedrückt hatte. Es fiel ein Brief an Fräulein Salomone von Neuhaus-Everett heraus und zwei Bilder, die er sofort aneinanderhielt und mit steigendem Wohlgefallen betrachtete.

Der Graf hatte recht. Das waren zwei Menschen, die füreinander bestimmt sein mußten und die man hätte zusammenbringen müssen, auch wenn sie beide durchaus nichts voneinander hätten wissen wollen!

Zum Glück war die Hemmung nur einseitig und bestand lediglich in der Abneigung des jungen Grafen gegen die Amerikanerin, von der er nur den Vornamen kannte.

Noch vor Mittag erreichte Ulrich Schlägli Baden-Baden.

Dort, wohin der Briefumschlag ihn wies, fand er Fräulein von Neuhaus-Everett nicht mehr vor. Sie befand sich seit einigen Tagen in einem vornehmen Pflegeheim weiter oben in den grünen Bergen.

Der leitende Arzt trug kein Bedenken, den Besuch zuzulassen, und bat den Hilfsarzt, den Herrn in den Garten zu führen.

„Es ist doch nichts Ernstliches?“ erkundigte sich Ulrich Schlägli mit besorglicher Miene.

„Nur eine kleine Nervenerschlaffung!“ tröstete ihn der Arzt. „Es liegt auf ihr ein seelischer Druck!“

„Liebeskummer?“ fragte Ulrich Schlägli gespannt.

„Nicht ausgeschlossen!“ nickte der Arzt vorsichtig. „Aber dank ihrer Jugend und ihrer vorzüglichen körperlichen Veranlagung dürfte die alle Spannkraft bald wieder erreicht sein.“

„Eine längere Reise ist also nicht zu empfehlen?“

Der Arzt schüttelte schweigend den Kopf.

Salomone ruhte in einem langen Stuhl und ließ das Buch, in dem sie gelesen hatte, sinken.

Der Arzt stellte Ulrich Schlägli vor und zog sich nach einigen verbindlichen Worten zurück.

Ulrich Schlägli überreichte mit einer höflichen Verbeugung den Brief, den sie erstaunt entgegennahm und hastig las.

„Er hat sich von seinem Vater getrennt?“ rief sie erschreckt.

„Nur Ruhe!“ lächelte Ulrich Schlägli und zog sich einen Gartenstuhl heran. „Das ist alles nicht so schlimm! Zunächst ist er in Heidelberg!“

„Heidelberg!“ flüsterte sie und lehnte sich wieder zurück. „Das ist nicht weit von hier!“

„Ich bin auf dem Wege dorthin und hätte Sie gern mitgenommen.“

„Oh, wer sind Sie, mein Herr?“

„Wenn der Brief keinen Aufschluß gibt,“ lächelte Ulrich Schlägli freundlich, „dann mögen Sie mich auch ohne diese Versicherung als Ihren besten Freund betrachten.“

Eifrig las sie weiter.

„Sie sind ein —?“ fragte sie stockend und ließ das Schreiben sinken.

„Ein Helfer!" ergänzte er schnell. „Ein Mann, den man ruft, wenn man Hilfe braucht. Der Graf hat mich gerufen. Mein Geschäft besteht darin, meine Treue zu vermieten. Sie ist darum nicht minderwertiger als jede andere Treue."

„Das ist wunderbar!" flüsterte sie ergriffen und schloß die Augen. „Nur in Deutschland kann man Treue kaufen!"

„Aber sie ist nicht billig!" scherzte er. „Zumal die eines Deutschen aus der Schweiz. Ich werde nun einige Fragen stellen, die Ihnen vielleicht zudringlich erscheinen. Verübeln Sie mir das nicht! Um den Schaden heilen zu können, muß ich klar sehen. Zum ersten: Warum gerade er und kein anderer?"

Sie hielt die Lider gesenkt, ihr Atem ging stoßweise, und ihre Finger schlossen sich ineinander.

„Müssen Sie das wissen?" seufzte sie endlich, und ihre blassen Wangen röteten sich unter den schnellen Schlägen ihres Herzens.

„Nun gut!" lenkte er ein, „Sie sind in Amerika geboren. Was lag näher, als daß Sie sich in einen Amerikaner verliebten! Soweit ich sie kenne, sind darunter ganz frische Burschen."

„Mein Vater war ein Deutscher!" versetzte sie stolz. „Darum ist Deutschland mein Vaterland."

„Wenn alle in Amerika Geborenen so dächten, gäbe es überhaupt keine Amerikaner!"

Sie schaute ihn verwundert an.

„Mit Ausnahme der Indianer natürlich," fügte er lächelnd hinzu, „das sind die wahren Amerikaner."

Nun nickte sie zustimmend.

„Von Ihren weißen Landsleuten scheinen Sie weniger erbaut zu sein?"

„Sie denken nur ans Dollarmachen!" versetzte sie unwillig. „Ich finde das lächerlich und verächtlich."

„Doch nicht alle?"

„Ich habe noch keinen gefunden, der etwas anderes im Sinne hatte!" rief sie mit Entschiedenheit. „Es sind Menschen ohne Ideale!"

„Ein hartes Urteil!" meinte Ulrich Schlägli und wiegte das Haupt. „Aber ich wage nicht zu widersprechen. In dieser Hinsicht darf man Sie zu Ihrer Wahl beglückwünschen. Wenn mich nicht alles täuscht, besitzt der junge Graf einen Ueberfluß von Idealen. Wo lernten Sie ihn kennen?"

„Ich traf ihn zum erstenmal in Heidelberg!" flüsterte sie leise.

Dabei senkten sich ihre Lider.

„Und wie verlief dieses Zusammentreffen?"

„Er bemerkte mich gar nicht!" seufzte sie schwermütig.

„Und das ist alles?" fragte er enttäuscht.

„Ich begegnete ihm dann noch einmal," bekannte sie errötend, „im Dunkeln auf einer Treppe."

„Also kennt er Sie noch gar nicht von Ansehen!" rief Ulrich Schlägli erfreut. „Dann haben wir ja schon halb gewonnen. Ich brauche Sie jetzt nur mit ihm bekanntzumachen, und er wird sich Hals über Kopf in Sie verlieben."

„Er will nichts von mir wissen!" klagte sie und schüttelte langsam den gesenkten Kopf.

„Oh, das lassen Sie nur meine Sorge sein!" tröstete sie Ulrich Schlägli lebhaft. „Ich habe schon meinen Plan, und er muß gelingen, wenn Sie nur Vertrauen zu mir haben und meine Ratschläge genau befolgen. Ich gehe jetzt nach Heidelberg. Inzwischen erholen Sie sich hier. Und sobald ich Ihnen ein Telegramm schicke, kommen Sie möglichst rasch nach! Allerdings müssen Sie sich einen anderen Vornamen zulegen."

„Er soll getäuscht werden!" rief sie ängstlich.

„Doch nur zu seinem Glück!" lächelte Ulrich Schlägli verschmitzt. „In solchem Falle ist jede List erlaubt. Und wie unschuldig ist diese! Legen Sie doch den alten Vornamen für immer ab. Wer hindert Sie daran? Oder sind Sie der Meinung, daß er mit einer anderen glücklicher werden könnte? Und wenn er es später wirklich erfährt, um so schöner wird das Verzeihen sein."

Sie preßte ihre schlanken Hände gegen ihre heißen Wangen und atmete hoch auf. An seiner Sicherheit richtete sie sich empor. Sie begann wieder zu hoffen.

„Ich habe es meiner Mutter auf dem Sterbebette versprochen!" flüsterte sie erregt, „und ich werde diesen Schwur halten."

„Welchen Schwur?" fragte er kopfschüttelnd.

„Nur ihm und keinem anderen die Hand zu reichen," gestand sie mit niedergeschlagenen Lidern. „Ich traf ihn an meinem Schicksalstage."

„Hm!“ machte Ulrich Schlägli verblüfft. „Wie? Schicksalstag? Gibt es das überhaupt noch?“

„Für mich ja!“ sprach sie einfach und schlug die klaren, tiefen Augen zu ihm auf. „Aber er denkt leider nicht an mich.“

„Nur Geduld!“ beruhigte er sie rasch. „Ich werde ihm auch diesen Star stechen. Hoffentlich denkt er nicht an eine andere.“

„Nein, nein!“ rief sie erregt, „ich weiß —“

Hier brach sie plötzlich ab.

„Was wissen Sie?“

„Daß er an keine andere denkt!“ bekannte sie verschämt. „An keine bestimmte andere.“

„Und woher wissen Sie das?“

„Auf der Treppe, im Dunkeln —“ seufzte sie und preßte die Hände ineinander. „Doch nein, das kommt nicht über meine Lippen!“

Ulrich Schlägli spitzte den Mund und zog die Brauen hoch.

„Nun gut!“ sprach er, indem er sich erhob. „Ich will Sie nicht länger quälen. Es bleiben noch zwei dunkle Punkte zwischen uns bestehen: der Schicksalstag und die dunkle Treppe. Darüber unterhalten wir uns später einmal. Ich eile jetzt zu ihm. Auf ein vergnügtes Wiedersehen in Heidelberg!“

Dann führte er ihre Hand, die sie ihm mit gesenkten Lidern reichte, an seine Lippen und verabschiedete sich mit einer Verbeugung.

Verträumt schaute sie ihm nach, seufzte tief auf und schloß die Augen.

Als der Arzt kam, um sich nach ihrem Befinden zu erkundigen, schimmerte es verräterisch feucht an ihren Wimpern.

„Die Unterredung hat sie erregt!" bemerkte er besorgt.

„Ein wenig!" flüsterte sie lächelnd.

„Sie haben gute Nachrichten erhalten?"

„Sehr gute!" nickte sie glücklich. „Morgen muß ich gesund sein." —

Ulrich Schlägli traf an demselben Abend in Heidelberg ein und machte sich sofort an die Arbeit.

II.

Doktor Justus Pudderlick war endlich nach Heidelberg zurückgekehrt, und Walter Funk, der vier Tage auf ihn gewartet hatte, war sofort zu ihm geeilt und hatte ihm sein Herz ausgeschüttet.

Jetzt saß er ihm in begreiflicher Erregung gegenüber und wartete auf seine Entscheidung.

Der Doktor fuhr sich bedächtig mit seinem wurstförmigen Zeigefinger über die Stulpsnase, harkte mit allen fünf Fingern durch sein wolliges Negerhaar und kniff die wasserblauen Augen zusammen.

„Du bist verrückt, mein Sohn! Verrückt, verdreht und übergeschnappt!“ sagte er dann sehr kaltblütig.

„Mehr hast du mir nicht zu sagen?“ fuhr Walter Funk auf.

„Oh!“ lachte Doktor Pudderlick. „Meiner Meinung nach bist du im Begriff, die allergrößte Dummheit deines Lebens zu begehen. Und mein Rat ist, nimm den nächsten Zug, fahre zu deinem Vater zurück und bekenne ihm, daß du ein Esel gewesen bist.“

„Niemals!“ rief Walter Funk, und in diesem einen Wort lag ein solcher Grad von Entschiedenheit, daß

der gute Doktor gegen die Rücklehne des großgeblümten Biedermeiersofas fiel, auf dem er saß.

„Also dann sag' ihm, daß du nur Spaß gemacht hättest", schlug er milderen Tones vor.

„Du hast mich nie verstanden!" rief Walter Funk zornig und machte Miene aufzustehen.

„Immer hübsch sachte! Du bist deinem Vater durchgebrannt."

„Nein!" rief Walter Funk heftig. „Ich habe mich von ihm getrennt, weil ich nicht länger sein Sklave sein will."

„Wozu diese Wortklaubereien? Wir sind doch nicht im Reichstag, sondern verhandeln unter vier Augen. Also, du hast dich von deinem Vater getrennt, du hast ihn sozusagen mit eiskalter Hand verstoßen, um nicht länger sein Sklave sein zu müssen. Was ist die Folge davon? Da du, wie du mir soeben gestanden hast, keinerlei Geldmittel besitzt, wirst du dich eben in die Sklaverei eines Fremden begeben müssen. Wenn du aber das Problem unserer gesellschaftlichen Gliederung an der Wurzel packst, wirst du erkennen, daß wir alle solche Sklaven sind, um in deinem Sinne zu reden. Das Wort ist übrigens veraltet. Wenn ich mal in der Versammlung von Lohnsklaven rede, so denke ich dabei an Diener am Werk, an Arbeiter. In diesem Sinne ist auch dein Vater ein Sklave, der Sklave seines Kapitals."

„Freiwillige Unterordnung ist keine Sklaverei!"

„Also ordne dich deinem Vater freiwillig unter!"

„Das kann ich nicht!"

„Und weshalb nicht? Aus Eigensinn?"

„Nein, aus innerster Ueberzeugung!"

„Ach was, Ueberzeugung. Weißt du, was ich an deiner Stelle getan hätte? Ich wäre nicht fortgelaufen, sondern ich hätte es auf eine Kraftprobe ankommen lassen, Mann gegen Mann. Mit unbezähmbarer Gewalt hätte ich mich in sein Werk hineingebohrt, um ihm langsam, aber sicher eine Fabrik nach der anderen aus der Hand zu winden. Und schließlich hätte ich ihm auf die Schulter geklopft und zu ihm gesagt: Steig herunter vom Kutschbock, alter Herr, siehst du denn nicht, daß ich schon längst die Zügel führe und daß die Karre nun viel besser läuft? Und es müßte ja ein wahrhaftiger Erzstiefvater sein, wenn er sich nicht schon längst heimlich darüber riesig gefreut hätte."

„Du kennst meinen Vater nicht!" murrte Walter Funk bitter.

„Besser, als du ihn kennst! Weil ich dich besser kenne, als du dich selbst kennst. Ihr seid aus einem Holz geschnitzt, alter Eichenknubben. Wer aber wie du die Flinte vorher ins Korn wirft, ehe es zum Schießen kommt, hat bereits eine Niederlage erlitten. Deine Flucht ist das Bekenntnis, daß er dir über ist."

„Und wenn es so wäre?" rief Walter Funk mit blitzenden Augen und hob die Faust. „Wenn ich mich noch zu schwach fühlte, den Kampf aufzunehmen, wäre es dann nicht meine verdammte Pflicht, mich von ihm zu trennen, ehe ich ganz unterliege?"

„Hupp!" machte Doktor Pudderlich verblüfft und

ließ den Mund vor Ueberraschung offen stehen. „Das ist faßl! Da sieht man doch, daß du mit Erfolg bei mir in die Schule gegangen bist. Angenommen, es wäre so! Du willst draußen in der Welt erstarken? Nicht übel! Vorausgesetzt, daß du dabei nicht unter die Räder kommst."

„Das soll mich schrecken? Ich käme unfehlbar unter die Räder, wenn ich bliebe. Mein Vater ist jetzt fünfzig Jahre. Bei seiner Gesundheit kann er hundert Jahre alt werden. Und vorher legt er die Zügel nicht aus der Hand, wenn er es nicht gezwungen tut. Soll ich fünfzig Jahre darauf warten?"

„Also richtige Kronprinzschmerzen! Wenn ich dich recht begriffen habe, willst du ihn durch deine Flucht zum Abdanken zwingen. Wie denkst du dir das eigentlich?"

„Ganz einfach! Ich gehe nach Amerika, verdiene mir ein paar Millionen Dollar —!"

Der Doktor verdrehte auf der Stelle die Augen, schlug im drolligen Entsetzen die Hände zusammen, rang die Finger, als zweifle er an der Zukunft des gesamten irdischen Jammertals, und stöhnte aus tiefstem Herzen: „O Amerika! O Jugend! O Zorn des Achilles! O Mitgardschlange! Das Menschlein redet irre!"

Dann lachte er, daß ihm zwei Tränenbächlein über die Wangen in den struppigen Hängeschnurrbart strömten.

„Mir ist es ernst damit!" rief Walter Funk wütend.

„Ach so!“ seufzte der Doktor und ließ die Bächlein versiegen. „Dann also vorwärts! Ich ergebe mich in dein Schicksal. Ich bin auf alles gefaßt. Du hast also vier bis fünf Millionen Dollar. Auf eine mehr oder weniger kommt es nicht an. Vanderbilt, oder war es Carnegie, soll auch mit einer Wichsschachtel angefangen haben. Wenn du dich 'ranhältst, kannst du's in fünf Jahren schaffen, oder in zehn. Dann kehrst du mit hochgeschwellter Brusttasche zurück. Ob das auf deinen alten Herrn den von dir gewünschten Eindruck machen wird, daß er sich bequemt, vom Pferde zu steigen, wage ich zu bezweifeln. Im Gegenteil.“

„Dann setz' ich ihm ein paar Konkurrenzfabriken vor die Nase!“

Jetzt sprang Doktor Pudderlick mit einem Satz vom Sofa, als hätte ihn eine Klapperschlange gebissen, umkreiste mit langen Schritten den Kaffeetisch und legte endlich beide Hände auf Walter Funks Schultern.

„Junge!“ stöhnte er voll Schmerz und Wonne. „Goldjunge! Grafensöhnchen! Kapitalistische Bestie und Revoluzzer. Walter! Gott goß dir diesen Trank ins Hirn! Nun muß ja der Himmel ein Einsehen haben und dir die Millionen bescheren. Ich wünsche dir, daß du sie gleich beim Aussteigen auf der Wallstreet findest, damit du noch mit demselben Dampfer zurückfahren kannst. Meinen Segen hast du! Zeuch hin in Frieden!“

Dabei hob er die Hände und hielt sie ihm segnend über den blonden, scharfgezogenen Scheitel.

„Mir ist nicht zum Scherzen zumute!" rief Walter Funk ärgerlich und drängte ihn von sich.

„Mir auch nicht!" bekannte Doktor Pudderlick, indem er die Hände sinken ließ. „Wenn ich ein Mädel wäre, würde ich dir jetzt einen Kuß geben. Also geh schleunigst nach Amerika, renn dir die Hörner ab und komm als vernünftiger Mensch wieder! Amen!"

Aufatmend setzte er sich wieder aufs Sofa.

„Die Sache wäre also erledigt!" fuhr er nachdenklich fort. „Nun aber noch eins. Wie seid ihr denn eigentlich aneinander geraten?"

„Er kam plötzlich mit einem Heiratsplan heraus!" bekannte Walter Funk empört. „Das schlug dem Faß den Boden aus. Ich bin fest entschlossen, mir meine Lebensgefährtin selbst zu wählen, ohne irgendwelche Rücksicht auf seinen Stammbaum zu nehmen."

„Aha!" lachte der Doktor auf. „Das also ist der wunde Punkt. Du hast natürlich schon gewählt?"

Walter Funk zuckte mit den Achseln.

„Das Ausbleiben einer Verneinung ist in diesem Falle eine Bejahung," lächelte Doktor Pudderlick verschmitzt.

Walter Funk widersprach nicht.

„Wenn die Sache so steht, dann bist du im Recht! Dein alter Herr will von dieser jedenfalls nicht sehr standesgemäßen Verbindung natürlich nichts wissen. Kann ich ihm übrigens nicht übelnehmen!"

„Ich will —" sprach Walter Funk und stockte unwillkürlich.

„Schon gut!" wehrte der Doktor mit einer Hand-

bewegung ab. „‚Ich will‘ ist das schönste Wort unserer Sprache. Des Menschen Wille ist sein schlesisches Himmelreich. Ob man dieses Gericht in Amerika überhaupt zu bereiten versteht, bezweifle ich zwar heftiglich. Aber dort drüben wirst du am schnellsten kuriert werden. Und nun gehen wir auf die Burg und trinken einen Abschiedsdämmerschoppen.“

Auf der Wirtschaftsterrasse war alles besetzt. Doch eben wandte sich eine größere Gesellschaft zum Gehen, und ein Tisch an der Brüstung wurde frei. Sie nahmen Platz, der Doktor bestellte eine Flasche feurigen Pfalzwein, und nachdem sie das erste Glas schweigend getrunken hatten, kam das Gespräch wieder in Fluß.

„Das Heimweh, das dich packen wird!“ rief der Doktor und wies hinab auf den Neckar und auf die Rebenhügel, die ihn im Glanz der sinkenden Sonne lieblich umkränzten.

„Ich gehe nicht hinüber, um dort zu bleiben!“ versetzte Walter Funk abweisend.

„Sie gestatten!“ sprach da jemand mit stark östlich gefärbtem Tonfall.

Und ehe sie noch ihr Einverständnis erklärt hatten, setzte sich ein Mann zu ihnen, der sehr russisch aussah und sehr deutlich nach Juchten roch.

Walter Funk schenkte ihm nur einen sehr kurzen Seitenblick. Der Doktor aber nickte und beschaute sich den Gast näher, der immerhin einiger Aufmerksamkeit wert zu sein schien. Er trug trotz der Wärme des Nachmittags einen dicken Zobelpelz, der dieselbe Farbe

wie sein breiter, wohlgepflegter Backenbart hatte. Um den röhrenförmigen Biberhut spannte sich ein breites Trauerband, und auf der gewöhnlichen Nase trug er eine graugrüne Schutzbrille.

Mit dem Kellner verständigte er sich französisch. Darauf zog er das „Nowoje Wremja" aus der Tasche und vertiefte sich hörbar schnausend in den Leitartikel.

„Dieser Kaviarhändler aus Astrachan wird uns nicht weiter stören!" sprach der Doktor ganz vernehmlich und seelenruhig.

Der Russe rührte sich nicht und schnaufte weiter. Der Kellner brachte eine Flasche Sekt. Der Fremdling trank hastig, ohne von seiner Zeitung aufzusehen.

Jetzt ließ auch Walter Funk seine Zurückhaltung fallen.

„Die Millionen rücken heran!" neckte der Doktor. „Aber in Form von Rubeln. Nimm die Gelegenheit wahr, vielleicht adoptiert er dich."

„Ich will nicht erben, ich will erwerben!"

„Ach richtig!" lachte der Doktor laut auf und schlug sich gegen die Stirn. „Wie konnte ich nur so vergeßlich sein. Eben um dem furchtbaren Schicksal, dereinst von deinem Vater mehr als ein paar Millionen in Markwährung erben zu müssen, aus dem Wege zu gehen, kneifst du nach Amerika aus. Wovon willst du übrigens die Ueberfahrt bezahlen?"

„Bis Hamburg komm' ich schon. Und von dort arbeite ich mich hinüber."

„Tüchtig!" nickte der Doktor. „Und in Amerika? Tellerputzer, fliegender Händler, Trambahnkutscher,

Oberkellner, Börsenmakler, Fabrikdirektor, Trustmagnat. Oder so ähnlich. Wie die Sprossen der goldenen Leiter heißen. Nur nicht locker lassen. Oder du angelst dir eins von den netten Dollarmädels da drüben. Ein Kerl wie du und richtiggehender Grafensohn!"

„Lächerlich!" rief Walter Funk erbost. „Die Liebe ist für mich kein Lebensberuf."

„Weil du dich eben noch nicht verliebt hast. Wenigstens nicht auf Hieb und Stich und bis in den Abgrund. Zeit wär's freilich!"

„Was weißt du davon!" wies ihn Walter Funk ärgerlich zurück.

„Also doch?" lachte der Doktor vergnügt.

„Nein!" fuhr Walter Funk heftig auf und wurde rot.

„Dann begreife ich nicht deine Abneigung gegen den väterlichen Vorschlag. Denn das traue ich deinem alten Herrn am allerwenigsten zu, daß er sich eine ausgerechnet häßliche und unausstehliche Schwiegertochter ausgesucht hat. Ein bißchen mehr Neugier hätte dir sicherlich nicht geschadet. Schon um die Höhe und Richtung seines Geschmacks festzustellen. Dann wäre immer noch Zeit genug gewesen, ihm deine unüberwindliche Abneigung gegen die von ihm Auserwählte zu beurkunden. Ansehen und kennenlernen ist doch noch nicht heiraten. Oder solltest du Angst gehabt haben, daß sie dir wider Erwarten so sehr hätte gefallen können, daß —"

„Salomone!" stieß Walter Funk hervor. „Wie kann ein Mädchen nur so heißen!"

„Salomone?" wiederholte der Doktor kopfschüttelnd. „Kommt von Salomo, dem alten Judenkönig, der bei seinem Tempelbau gewiß keine Tarifverträge abgeschlossen hat. Ein bißchen ungewöhnlich, zugegeben. Aber was kann das Mädchen dafür, sie hat sich doch den Namen nicht ausgesucht. Ich dachte nicht, daß du dich von solchen Aeußerlichkeiten würdest bestimmen lassen."

„Doch!" sprach Walter Funk eigensinnig.

Hier überkam den Russen ein Hustenanfall, den er mit Hilfe der Zeitung und des Sektglases tapfer niederkämpfte. In der Mitte der Zeitung war übrigens ein kleines Loch.

„Mir kann's recht sein!" lächelte der Doktor weise. „Im letzten Grunde ist deine Grille furchtbar lustig für alle anderen. Nur nicht für dich selbst, das sehe ich ein. Schaden wird es dir nicht, wenn du erfährst, wie einem Menschen zumute ist, der von seiner Hände Arbeit lebt. Von der Seite gesehen, steckt sogar ein Stück Heldentum in deinem Entschluß. Wenn es nach mir ginge, würde ich jedem angehenden Großkapitalisten drei Jahre Handarbeit aufbrummen. Dann würde der Hochmut unter ihnen etwas spärlicher und die Großmut etwas häufiger werden. Und wenn du wirklich das persönliche Pech haben solltest, nicht über die untersten Leitersprossen wegzukommen, dann schickst du eben ein Telegramm nach Hause und kriechst zu Kreuze!"

„Ausgeschlossen!“ rief Walter Funk, und seine Lippen bebten.

„Verschwör' es nicht. Du kannst krank werden. Dein Körper ist nicht gewöhnt, Strapazen zu ertragen. Das bißchen Sport ist doch nur Spielerei. Und dann bist du auch in seelischer Beziehung lange nicht so kräftig gebaut wie die Leute, mit denen ich zu tun habe. Versuch's, ich wünsche dir alles Glück. Von Amerika hast du allerdings eine ganz falsche Vorstellung. Es ist nichts weiter als eine europäische Kolonie, die sich vorzeitig selbständig gemacht hat. Die Oststaaten sind mit englischen Verbrechern, daran hatte England immer einen Ueberfluß, und mit religiös Verrückten, auch darin schießt England in der Welt den Vogel ab, besiedelt worden. So was läßt sich überhaupt nicht wieder gutmachen. Die Wirtschaft ist rein auf Raubbau gestellt, und der schlimmste Raubbau wird dort mit der menschlichen Arbeitskraft getrieben. Aber ich will dir den Mund nicht allzu wäßrig machen. Geh hinüber und überzeuge dich selbst, daß Amerika ein wirtschaftliches und politisches Ungeheuer ist, das nur so lange leben wird, als Europa dumm genug ist, es mit Menschen zu füttern. Hört die Auswanderung nach Amerika einmal auf, und sie wird aufhören, sobald wir Europäer unter deutscher Führung zum Staatssozialismus übergegangen sind, dann beginnt Amerikas rettungsloser Verfall. Und fünfhundert Jahre später sind aus den weißen Indianern, wie ich die augenblicklich von Wilson Beherrschten kurzweg zu nennen beliebe, wieder richtige Rothäute geworden, die sich um ihre Jagd-

gründe prügeln und sich gegenseitig die Skalpe abziehen."

„Du übertreibst!" lächelte Walter Funk.

„Na gewiß!" gestand Doktor Pudderlick. „Aber ist es nicht für Amerika höchst beschämend, daß die alten Griechen in Europa auf die Welt gekommen sind?"

Der Russe hatte längst die Zeitung weggelegt und hörte aufmerksam zu.

Jetzt mischte er sich plötzlich ins Gespräch.

„Ich bitte um Verzeihung!" sagte er höflich auf deutsch, um sofort ins Französische zu fallen, das er so vorzüglich beherrschte, als hätte er es an den Ufern des Genfer Sees gelernt. „Die Herren sprechen von Amerika. Ich wünsche dorthin zu reisen. Mit welchem Schiff fährt man am schnellsten und sichersten?"

„Mit dem ‚Imperator' von Hamburg aus!" klärte ihn Doktor Pudderlick bereitwilligst auf. „Das ist das größte Schiff der Welt und wurde in Deutschland gebaut, nicht etwa in Rußland."

„O Rußland!" versetzte der Astrachaner. „Rußland ist ein schlechtes Land. Amerika ist besser."

„Auch einer, der drüben bekehrt werden will!" lachte der Doktor grimmig.

Walter Funk warf einen kritischen Blick auf den Russen. Mit diesem Kaviarhändler in Vergleich gestellt zu werden, empfand er fast als eine Beleidigung.

„Ich bin etwas leidend!" bekannte der Russe und hustete hohl auf. „Wird ein Arzt auf dem Schiffe sein?"

„Mindestens ein halbes Dutzend!" erwiderte der Doktor. „Und da es deutsche Aerzte sind, werden Sie

aller Wahrscheinlichkeit nach viel gesünder ankommen, als Sie abgefahren sind."

„Ich danke Ihnen, mein Herr", sagte der Russe und griff höflich an seinen Hutrand, wobei er sich auch an Walter Funk wandte. „Ich bitte nochmals um Verzeihung, wenn ich die Herren in Ihrer Unterhaltung gestört habe. Ich bin ein Fremder, aber ich weiß, daß hier in Deutschland die Fremden sehr freundlich aufgenommen werden."

Jetzt ließ Walter Funk die abweisende Miene fallen und lächelte höflich, wenn auch zurückhaltend.

„Wohlsein!" rief Doktor Pudderlick und hob das Glas. „Wohlsein, Herr Iwanowitsch! Oder wie Sie sonst heißen mögen. Der Name tut nichts zur Sache, wenn das Herz nur auf dem rechten Fleck sitzt."

Nun blieb Walter Funk nichts weiter übrig, als mit anzustoßen.

„Warum sprechen Sie eigentlich französisch?" fragte er den Russen.

„Ich spreche das Deutsche sehr schlecht," erwiderte er verbindlich, „aber ich verstehe es sehr gut."

„Merkwürdig!" stieß Walter Funk heraus. „Dann haben Sie also unsere ganze Unterhaltung verstanden."

„Die Herren sprachen etwas laut!" erwiderte der Russe wie zu seiner Entschuldigung und wandte sich wieder an den Doktor. „Ihre Ansichten über Amerika waren mir ganz neu. Nun reizt es mich doppelt, das Land kennenzulernen. Ich bin hierher gekommen, um einen Reisebegleiter zu suchen. Man sagte mir, ich soll einen deutschen Studenten darum bitten. Nicht als

Diener, o nein, sondern als Freund und Dolmetscher. Ich verstehe nicht ein Wort Englisch. Außerdem leide ich an Ohnmachtsanfällen. Einen Diener habe ich mir aus Rußland mitgebracht. Ich brauche aber einen gebildeten Mann, durch dessen Umgang ich lernen kann. Ich werde eine Reise um die ganze Welt machen. Ich fürchte mich aber davor, sie ohne Begleitung zu unternehmen."

Doktor Pudderlicks Aufmerksamkeit wuchs zusehends.

Der Russe hatte inzwischen seine blauen Brillengläser erwartungsvoll auf Walter Funk gerichtet. Auch der Doktor brachte nun unwillkürlich seine Blicke in diese Richtung.

Sobald Walter Funk erkannt hatte, worauf die beiden hinaus wollten, hatte er wieder seine alte abweisende Miene aufgesetzt. Eine scharfe Falte grub sich ihm zwischen die Augen ein.

„Ich würde diesen Vorschlag einer ernsten Erwägung unterziehen!" sprach der Doktor langsam.

„Ich nicht!" zischte ihn Walter Funk an, und es klang wie ein wohlgezielter Peitschenhieb.

Der Russe rührte sich nicht.

Da trat der Doktor zielbewußt, aber nicht allzu sanft gegen Walter Funks Schienbeine.

Steil wie eine Kerze kam der hoch.

„Ich danke!" keuchte er empört und entfernte sich mit langen, festen Tritten.

„Da haben wir den Salat!" lächelte Doktor Pudderlick traurig und nahm einen langen Schluck. „Mit

diesem Dickkopf ist nichts zu machen. Er will mit aller Gewalt durch sämtliche Wände. Sie werden Ihr Glück bei einem anderen versuchen müssen. Am besten, Sie wenden sich an den Rektor der Universität."

„Ich danke Ihnen, mein Herr!" sagte der Russe gefaßt. „Die heutige Jugend ist sehr schwer zu behandeln, wie es scheint, nicht nur in Rußland."

„Na na!" schmunzelte der Doktor versöhnlich. „Das hier ist ein Ausnahmefall. Er hat was ganz Besonderes vor in Amerika."

„Oh!" rief der Russe unter lebhaftem Bedauern. „In diesem Falle bitte ich nochmals um Entschuldigung, wenn ich gestört haben sollte."

„Das haben Sie allerdings!" gab der Doktor zu. „Aber es tut nichts. Man muß ihn laufen lassen. Meine Kunst war sowieso zu Ende!"

Der Russe zahlte, lüftete nochmals den Biberhut und verschwand in der Menge.

Und so saß Doktor Pudderlick allein an der Rampe, schaute träumerisch auf das entzückende Landschaftsbild zu seinen Füßen, leerte gemächlich die Flasche und dachte an seine neue Rede, die er in der Versammlung der Mannheimer Transportarbeiter am nächsten Sonnabend halten wollte.

III.

Vier Tage schon lief Walter Funk die Hamburger Wasserkante auf und ab und bemühte sich vergeblich um eine Heuer nach Amerika.

Eine Stockung in der Nachfrage nach Schiffsraum hatte die Frachtraten sinken lassen und das augenblickliche Angebot von eingearbeiteten Schiffsmannschaften war so reichlich, daß kein Bedarf für Neulinge war.

Ueberall wurde er abgewiesen. Seine geringe Barschaft ging auf die Neige.

Er hatte sich während der Zeit bei Dietrich Seidensnut eingemietet, der eine kleine Wirtschaft an den Vorsetzen hatte.

„Wie lange wollen Sie noch hier bleiben?“ fragte der ihn am vierten Morgen. „Ich muß Sie nämlich anmelden. Sonst kommt mir die Polizei auf den Hals.“

„Auch das noch!“ knirschte Walter Funk wütend und stürmte hinaus, denn Papiere besaß er nicht.

Er hörte und sah nichts von dem tollen Lärm, der ihn umbrauste, nichts von der Riesenarbeit, die ihn umtobte, seine Gedanken waren mit heftigem, schmerzlichem Bemühen nur auf den einen Punkt gerichtet: wie komme ich am schnellsten nach Amerika?

Im stillen überschlug er seine Barschaft. Sie war bereits so gering, daß er nicht einmal die Reise nach London bezahlen konnte. Dort, das wußte er wohl, würde man ihn nicht nach seinen Papieren fragen. Also erst mal nach England!

Das fehlende Geld mußte er sich zu verdienen suchen. Zum ersten Male fühlte er deutlich, daß sein Leben in der Luft hing. Schon bei der nächsten Landungsstelle sprang er auf die Brücke und stand bald auf der anderen Elbseite.

„Ich suche Arbeit!" sprach Walter Funk plötzlich zu zwei Männern auf der nächsten Laderampe.

Da hielten sie an. Ein Hüne im Schurzfell, in der Faust einen spitzen Stahlhaken, beugte sich verwundert herunter. Dann spuckte er seinen vom Tabaksaft gedunkelten Speichel im weiten Bogen seitwärts.

„Was willst du?" grinste er mitleidig. „Arbeit! Du bist doch gar kein Arbeiter."

„Aber ich will einer werden!"

„Hoho!" lachte der Hüne belustigt. „Ein Arbeiter willst du werden? Hier im Hamburger Hafen! Da könnte jeder kommen. Geh du mal ein Haus weiter. Wir haben hier keine Arbeit für dich."

Da trat der zweite Arbeiter heran, er war nicht so groß wie der erste, dafür aber um so breiter.

„Haben Sie denn keine Mitgliedskarte?" fragte er rasch. „Dann gehen Sie doch in unser Bureau und lassen sich erst mal in die Liste schreiben. Hier herrscht Ordnung. Sie müssen sich organisieren, sonst kriegen Sie keine Arbeit."

Durch diese Erfahrung reicher, suchte Walter Funk weiter, ließ aber Stellen, wo mehrere Arbeiter im Verein tätig waren, liegen, bis er an eine Schute kam, wo sich ein Mann allein mühte, die darin liegenden Ziegelsteine auf eine Stoßkarre zu laden, über ein Laufbrett auf die Kaimauer zu schieben und dort in Haufen aufzustapeln.

„Ich muß mir unbedingt etwas Geld verdienen!" sprach Walter Funk dringend, als der Auslader sich anschickte, mit der leeren Karre zur Schute zurückzukehren. „Kann ich Ihnen helfen?"

Der Mann schaute ihn eine Weile an, dann schmunzelte er in seinen grauen straffen Fischerbart und meinte gutmütig: „Na, da faß mal mit an!"

Walter Funk folgte ihm auf die Schute und legte schnell einen Ziegelstein auf die Karre.

„Hast du nicht zwei Hände?" knurrte der Alte. „Und dann zieh dir mal erst die Jacke aus und den Gipsverband."

Dabei deutete er auf den steifen Kragen.

Walter Funk machte es sich bequem, spuckte in die Hände und griff gleichzeitig nach zwei Steinen. Der Alte nickte und half. Dann stieß er die Karre das Laufbrett hinauf. Walter Funk beteiligte sich auch am Entladen.

So arbeiten sie schweigend.

Pünktlich um sechs Uhr wurde Feierabend gemacht.

Walter Funk putzte sich den roten Lehmstaub von den Hosen, zog die Jacke an, legte den Gipsverband um und sagte: „Was krieg' ich nun?"

„Was willst du haben?“ fragte der Alte schlau.

„Drei Mark!“ erwiderte Walter Funk aufs Geratewohl.

„Ein bißchen viel!“ brummte der Alte, aber er gab sie ihm doch.

Einen harten Taler fühlte Walter Funk in seiner brennenden Handfläche, sein erstes schwer erarbeitetes Geld.

„Auf Wiedersehen!“ rief er und ging.

„Brauchst nicht wiederzukommen!“ gab der Alte brummig zur Antwort.

Auf die Dauer wäre ihm dieser Hilfsarbeiter doch zu teuer gekommen. Denn es wurde für das Stück bezahlt, und da die Arbeit nicht eilte, stand sich der Schiffer besser, wenn er allein dabei blieb.

Trotzdem war Walter Funk mit sich zufrieden. Er ließ sich von Dietrich Seidensnut für fünfzig Pfennig Brot und Käse geben und trank ein Glas Bier dazu. Dann steckte er sich eine Zigarre für fünf ganze Reichspfennige an und begann zu rechnen. Das Ergebnis dämpfte seinen Mut um ein ganz Beträchtliches. Er hatte für Unterkunft und Verpflegung an diesem Tage fünfundsechzig Pfennig mehr verbraucht, als er verdient hatte.

Das war sehr bitter.

Bei Dietrich Seidensnut konnte er nicht bleiben. Um der Anmeldung zu entgehen, mußte er morgen das Quartier wechseln. Dann hatte er wieder ein paar Tage Ruhe. Und es mußte ein recht billiges Unterkommen sein.

Er ging sofort auf die Suche, immer an der Hafenmauer entlang. Die Gegend war ziemlich einsam. Drüben auf der anderen Seite des Fahrdammes spielte sich der Verkehr ab. Hin und wieder rasselte eine Straßenbahn vorüber, Funken sprühten unter ihren Rädern in die Abendluft hinein.

Da wankte ein Schwerbezechter heran. Er hatte sehr tief geladen und sprach ziemlich laut vor sich hin. In Zickzacklinien näherte er sich. Am Kantstein ging er regelmäßig über Stag und hielt auf die Hafenmauer zu, wo er seinen Kurs wieder änderte. Dann rülpste er sich und wäre sicher in diesem Augenblick gekentert, wenn er nicht noch den nächsten Laternenpfahl zu fassen bekommen hätte.

Walter Funk wandte sich ab.

Doch da erfolgte auch schon der Zusammenprall. Scharf drehte sich Walter Funk herum. Der Betrunkene wankte rückwärts, suchte seinen Körper krampfhaft in die Ruhelage zu bringen und stand endlich mit auseinandergestellten Füßen vor ihm, wobei er vor- und rückwärts pendelte.

„Sie scheinen reichlich viel getrunken zu haben!" fuhr ihn Walter Funk an.

„Oh, nicht zu viel!" lallte der Mann im breitesten Platt. „Ich kann noch viel mehr vertragen. Und jetzt geh ich an Bord. Da ist die Brücke, da legt mein Dampfer an."

„Hier legt kein Dampfer an!" rief Walter Funk ärgerlich. „Machen Sie, daß Sie weiterkommen!"

Damit drehte er ihm den Rücken. Aber er wurde

ihn doch nicht los. Immer weiter torkelte er neben ihm her.

„Wie kann man sich nur so saumäßig betrinken!" sprach Walter Funk verächtlich.

„Oho, betrunken bin ich nicht!" lallte der andere. „Bloß einen Lütten sitzen hab' ich. Ich hab' heut auf der „Niagara" angemustert. Feines Schiff. Postdampfer. Fährt morgen nach New York."

Walter Funk blieb stehen.

„Wo liegt denn das Schiff?" fragte er neugierig.

„Indiahafen!" rülpste der andere aus tiefstem Grunde auf.

Jetzt lehnten sie beide an der Hafenmauer.

Aus der Dunkelheit, die über dem Wasser brütete, sprang ein greller Pfeifenschrei. Die unklaren Umrisse eines Fährdampfers tauchten auf, um eine Barkasse zu warnen, die ihm entgegenfauchte.

„Das ist mein Fährdampfer!" schrie der Betrunkene und setzte sich plötzlich in Trab.

Trotzdem das Schiff an der menschenleeren Brücke vorüberrauschte, taumelte er die Stufen hinab.

Walter Funk stutzte, dann sprang er der schwankenden Gestalt in langen Sätzen nach, packte sie mit beiden Fäusten und riß sie im letzten Augenblick vor dem Fall ins Wasser zurück.

„Sie sind wohl verrückt geworden?" brüllte er ihn an und schüttelte ihn kräftig. „Sie laufen ja ins Wasser hinein!"

„Oh, ich kann schwimmen!" lallte der Mann äußerst vergnügt. „Als wie ein Fisch auf dem Grund!"

Darauf sackte er haltlos auf dem Fährprahm zusammen. Ratlos starrte Walter Funk auf das Häufchen Unglück zu seinen Füßen. Zunächst hob er ihn auf und schleppte ihn zur nächsten Bank.

„Wie heißen Sie?“ fragte er ihn, nachdem er durch erneutes Rütteln seine Lebensgeister etwas ermuntert hatte.

„Ulrich Schlägli!“ brummelte der Mann schlaftrunken vor sich hin und klappte wieder zusammen, wobei er sich schwer gegen die Schulter des neben ihm sitzenden Retters lehnte.

„Ich werde Sie an Bord Ihres Dampfers bringen!“ sprach Walter Funk endlich.

„Bruderherzl!“ lallte Ulrich Schlägli überglücklich und schickte sich allen Ernstes an, ihm um den Hals zu fallen, was Walter Funk allerdings zu verhindern wußte.

Er schleifte ihn mit vieler Mühe auf die St.-Pauli-Landungsbrücken. Zwei Groschen opferte er von seinem Taglohn. Das Sperrkreuz mit dem Betrunkenen zu durchsteuern, machte ihm besondere Schwierigkeiten.

Auf dem Fährdampfer legte Ulrich Schlägli seinen schweren Kopf auf Walter Funks Schulter und begann zu schnarchen.

„Indiahöft!“ schrie endlich der Fährmatrose und machte den Dampfer fest, der sich langsam rückwärts strudelte.

Walter Funk schleppte seinen Schützling von Bord.

Als sie auf dem einsamen, spärlich beleuchteten Schwimmkasten standen, rieb sich Ulrich Schlägli die Augen. Der kurze Schlaf schien seinen Zustand bedeutend gebessert zu haben.

„Nun werden Sie wohl allein hinfinden?" meinte Walter Funk und ließ ihn los.

Aber der Fährprahm fing jetzt an zu schwanken, daß sich Ulrich Schlägli angstvoll an seinen Begleiter klammerte. Und er ließ ihn nicht eher los, bis sie am Fallreep der „Niagara" standen.

Hier wollte sich Walter Funk wieder verabschieden, aber Ulrich Schlägli hielt ihn fest. Sträuben half nichts. Der Betrunkene entwickelte plötzlich solche Kräfte, daß Walter Funk nachgeben mußte. Er fühlte sich durch eine dunkle Türöffnung gedrängt, ein paar elektrische Birnen flammten auf, und schon saß er auf einem seidenen Sofa.

„Das ist unsere Luxuskabine auf Steuerbordseite!" stotterte Ulrich Schlägli wie zu seiner Entschuldigung und verschwand.

Nach einer Weile tauchte er wieder auf mit einem Brett, auf dem zwei Flaschen Wein, zwei Gläser und allerhand leckere Sachen zum Zubeißen standen.

„Nun man los, mein Junge!" ermunterte er ihn, auf beiden Backen kauend. „Halt dich 'ran! Ich hab' den ganzen Tag nichts gegessen. Das war der Fehler. Aber ich sauf mich schon wieder nüchtern."

Und sofort stürzte er ein Glas von dem schweren Rotwein hinunter, schnalzte vergnügt und kaute mit der Ausdauer eines ausgehungerten Wolfes.

Walter Funk bemerkte mit Verwunderung die schnelle Veränderung in dem Zustand des Betrunkenen. Zusehends wurde er nüchterner. Unwillkürlich strich Walter Funk über den weichen Bezug des Sofas.

„Ja, da schaust!" lachte Ulrich Schlägli. „Hast wohl noch nie auf einem seidenen Sofa gesessen, mein Junge. Das ist für die hohen und höchsten Fürstlichkeiten und für den Steward; das ist der Mann, der immer an Deck steht und auf Trinkgelder wartet. Man muß nur den Mut haben, dieses Wort auf deutsch auszusprechen."

Wieder stürzte er ein Glas hinunter. Kopfschüttelnd schaute sich Walter Funk um, dann betrachtete er Ulrich Schlägli genauer und fand, daß er für seinen Stand einen ganz guten Eindruck machte. Und schließlich überwand er seine nur zu begreifliche Zurückhaltung, stieß mit ihm an und griff zu.

„Ich bin ein verflucht leichtsinniger Hund!" bekannte Ulrich Schlägli offenherzig. „Wär' ich sonst Steward geworden. Allweil bin ich kreuzfidel und lustig. Hab' ich Wein, sauf' ich Wein, hab' ich Wasser, durst' ich lieber. Na, was läßt du denn die Ohren hängen? Was hast du auf dem Herzen? Immer herunter damit! Ich helf' dir, wie du mir geholfen hast. Wurst wider Wurst. Ich bleib' keinem Menschen nichts schuldig. Also heraus mit der Sprache."

So drang er in ihn mit steigender Heftigkeit, bis Walter Funk wirklich begann, Ulrich Schlägli, der zwischendurch noch ein Paar Flaschen heranschleifte,

zögernd und vorsichtig in seine augenblicklichen Schmerzen einzuweihen.

„Keine Papiere?" fragte er verwundert und kratzte sich hinterm Ohr. „Bleibt nichts übrig, du mußt als blinder Passagier fahren."

Walter Funk gab sich einen Ruck.

„Ich hab' keine Lust zu betrügen, noch viel weniger, mich selbst als Betrüger entlarven zu müssen."

„Aber, mein Junge," lachte Ulrich Schlägli ausgelassen, „ich nehm' dich doch mit. Ich betrüge, nicht du. Diese schöne Kabine mit Schlafzimmer und Badezimmer ist nicht belegt. Ich beleg' sie mit dir. Ich bringe dir das Essen, und du vertreibst dir die Zeit, indem du dich zehn Tage lang von einer Seite auf die andere legst. Dann geb' ich dir meine Papiere und du scheunst in New York von Bord. Vielleicht geh ich mit. Ich wollte schon längst mal mein Glück da drüben versuchen. Schlag ein! Wenn du willst, kannst du gleich an Bord bleiben."

Aber Walter Funk schlug nicht ein.

„Ich will mich hinüberarbeiten."

„Na, so eine Dummheit!" knurrte Ulrich Schlägli fast beleidigt. „Wer die Arbeit kennt und sich nicht drückt, der ist verrückt. Man arbeitet doch nur anständigerweise, wenn man unbedingt muß."

„Kann ich denn hier nicht als Heizer oder Trimmer anmustern?" fragte Walter Funk stirnrunzelnd.

„Ohne Papiere?" rief Ulrich Schlägli. „Ganz ausgeschlossen!"

Walter Funk erhob sich. Er wollte von Bord und ließ sich nicht länger halten.

„Also überleg' dir's!" meinte Ulrich Schlägli gönnerhaft und begleitete ihn übers Fallreep. „Morgen komm' ich zu Dietrich Seidensnut und hol' dich ab."

Er brachte ihn sogar bis zum Fährdampfer.

„Es bleibt dabei!" schrie er ihm nach und schwang seinen steifen Hut.

Der Dampfer quirlte davon.

Walter Funk ließ sich den Vorschlag durch den Kopf gehen. Wie er sich auch dazu stellte, er konnte einen Argwohn diesem neuen, unter so eigenartigen Umständen gewonnenen Freund gegenüber nicht los werden. Besonders merkwürdig schien ihm das Fehlen jeden Eigennutzes.

Und trotz alledem war der Vorschlag verlockend genug.

Nach Amerika mußte er auf jeden Fall.

Schon um die Sängerin jenes Liedes aufzuspüren, das ihm seit Wochen unverlierbar im Ohre lag und das ihn mit einer ganz unerklärlichen Zaubergewalt in Bann geschlagen hatte.

Er mußte nach Boston.

Warum war sie am nächsten Morgen so plötzlich abgereist? Und doch hatte er sie auf der Treppe für einen kurzen, seligen Augenblick in den Armen gehalten!

Rumps! machte die Scheuerleiste des Dampfers

an der Landungsbrücke und riß ihn unsanft aus seinen Träumen.

Er vermied es, Dietrich Seidensnut in Sicht zu laufen, und drückte sich hinten herum in sein kahles Kämmerlein, wo ihn die Ziegelsteine, an denen er sich müde gearbeitet hatte, und der Rotwein dieses sehr bewegten Tages schnell in einen tiefen, traumlosen Schlummer sinken ließen.

Auch Ulrich Schlägli kroch um diese Zeit in die Koje.

„Er traut mir noch nicht ganz!" murmelte er im Einschlafen. „Ich muß ihn stärker beschwören."

Und wie gewöhnlich war ihm am nächsten Morgen über Nacht ein guter Einfall gekommen.

IV.

Während Walter Funk bis in den hellen Morgen hinein schlief, war Ulrich Schlägli längst unterwegs, um seine listigen Anschläge an den richtigen Mann zu bringen.

Er trank seinen Kaffee bei Dietrich Seidensnut, den er dabei geschickt aushorchte. Dann lief er zur nächsten öffentlichen Fernsprechstelle, ließ sich mit der Hafenpolizei verbinden und meldete im Tone des empörten Staatsbürgers und eines Dietrich Seidensnut benachbarten neidischen Bierwirtes die Tatsache, daß dort ein papierloser Gast schon seit mehreren Tagen beherbergt würde.

„Der Mann hat sicher was auf dem Kerbholz!" schrie er erbost und verduftete schleunigst um die nächste Ecke.

Gleich darauf erschien ein Schutzmann bei Dietrich Seidensnut, um die nötigen Erkundigungen einzuziehen.

„Heut bring' ich die Sache in Ordnung!" erklärte Dietrich Siedensnut, und ein Frühstücksgrog beruhigte den Ordnungshüter völlig.

Walter Funk war gerade beim Träumen, als der

Wirt die Treppe erklomm. Aber er träumte nicht von der unbekannten amerikanischen Sängerin, die er in Heidelberg auf der dunklen Treppe geküßt hatte. Er sah sich vielmehr als gefangener Nigger auf dem Sklavenmarkt in New York stehen, und zwar in der Gewalt eines Sklavenhändlers, der eine dreischwänzige Nilpferdpeitsche unter dem Arm hielt. Und das Merkwürdigste war, daß dieser Mann unverkennbar die Züge Ulrich Schläglis trug. Im Gürtel stak ihm zum Ueberfluß eine lange Steinschloßpistole. Die zog er jetzt, freundlich lächelnd legte er auf Walter Funk an und drückte ab. Es knallte so fürchterlich, daß Walter Funk davon erwachte und in die Höhe schnellte.

Dietrich Seidensnut nämlich polterte an der Tür und begehrte Einlaß. Walter Funk fuhr in die Hosen und öffnete.

„Die Polizei war eben da!" schnaufte der Wirt, vom Treppensteigen außer Atem. „Also 'raus mit den Papieren. Bis heute mittag muß ich Sie anmelden."

„Danke!" stieß Walter Funk heraus. „Ich reise heute abend ab."

„Das ist etwas anderes!" bemerkte Dietrich Seidensnut und verzog sich.

Walter Funk stand wieder auf der Straße.

Er kaufte sich ein „Fremdenblatt" und durchsuchte die Angebote der unbesetzten Stellungen.

Da rannte er plötzlich auf dem Burstah hart gegen jemand an und traute kaum seinen Augen, als er seinen Freund von gestern abend erkannte.

„Donnerwetter!“ rief Ulrich Schlägli äußerst vergnügt. „Das nenn' ich aber einen Zufall. Na, hast du dir's beschlafen?“

„Nein!“ wies ihn Walter Funk zurück.

„Was hast du denn eigentlich gegen mich?“ begehrte Ulrich Schlägli auf.

„Nichts!“ versetzte Walter Funk unwirsch. „Aber auch nichts für dich!“

Damit ließ er ihn stehen.

„Hm!“ machte Ulrich Schlägli und schaute ihm verdutzt nach. „Noch immer nicht mürbe?“

Und sofort schmiedete er einen neuen besseren Plan, um ihm seine Freundschaft aufs handgreiflichste zu beweisen.

Ehe er aber an die Ausführung ging, eilte er ins Hotel Atlantik, wo er nach Fräulein von Neuhaus-Everett fragte.

Sie war auf sein dringendes Telegramm hin schon gestern abend eingetroffen.

Die Reise hatte sie völlig gesund gemacht.

Ulrich Schläglis Schiffsuniform erregte zunächst ihr Befremden.

„Ich werde Sie an Bord als Decksteward bedienen!“ klärte er sie auf. „Der Obersteward ist mit mir im Bunde. Er ist der Meinung, daß ich hinter einem schweren Millionendieb her bin, und hofft auf die Hälfte der Belohnung. Augenblicklich bin ich dabei, den vermeintlichen Dieb als blinden Passagier an Bord zu lotsen.“

Entsetzt schlug sie die Hände zusammen.

„Anders tut er's nicht!" erwiderte er achselzuckend. „Mißlingt es, muß ich mir eben was Besseres einfallen lassen. Die Kammerfahrgäste kommen erst in Cuxhaven an Bord. Sie selbst steigen nur dann auf das Schiff, wenn Sie mich nach Ihrem Gepäck greifen sehen."

„Nun gut!" nickte sie tapfer. „Und was habe ich dann zu tun?"

„Sie dürfen ihn nicht kennen!" erwiderte er. „Das wird Sie davor bewahren, aus der Rolle zu fallen. Er ist für Sie ein wildfremder junger Mann, den Sie zum erstenmal sehen. Es wird natürlich seine Schwierigkeiten haben, Sie mit einem blinden Passagier bekanntzumachen, aber das ist meine geringere Sorge. Wenn ich ihn nur erst an Bord hätte!"

„Und wenn ich ihn nun kennengelernt habe?" fragte sie unsicher.

„Dann ist meine Kunst zu Ende und die Ihre fängt an!" lächelte er, indem er sich verbeugte.

„Wenn er mich nun erkennt?" flüsterte sie ängstlich.

„Ich denke, es war ganz finster auf der Treppe?"

„Wenn ich nun einen Bekannten an Bord treffe?"

„Teufel!" rief er verblüfft. „Daran hatte ich nicht gedacht. Ich glaube es ist besser, Sie legen sich auch einen anderen Familiennamen zu: Smith, Madison oder so was Aehnliches. Dann sind Sie eben die Doppelgängerin jener bewußten Salomone. Soll zuweilen vorkommen. Im übrigen bin ich stets in der Nähe. Auf Wiedersehen in Cuxhaven!"

Als er gegangen war, preßte sie beide Hände gegen ihr heftig pochendes Herz.

Sie wollte es wagen.

Ulrich Schlägli aber eilte zu Dietrich Seidensnut und stellte hier fest, daß die Rechnung des verdächtigen Gastes noch unbeglichen war.

Der kleine Handkoffer stand schon an der Tonbank.

„Wenn nur keine Ziegelsteine drin sind!" meinte der Wirt mit einem mißtrauischen Blick. „Er will heute abend abreisen."

„Ah!" machte Ulrich Schlägli vergnügt, trollte sich und durchsuchte die nächsten Wirtschaften nach geeigneten Helfern.

Er war auch so glücklich, zwei Bekannte von der „Niagara" aufzustöbern, einen sehr hellen Leipziger, und einen nicht minder geeigneten Kölner, die beide für einen derben Scherz zu haben waren.

Sie holten noch drei gleichgesinnte Genossen heran, und Ulrich Schlägli gab einige gemischte Runden, so daß sie bald die gewünschte höhere Aufnahmefähigkeit erreicht hatten. Nun weihte er sie so weit als nötig in sein Vorhaben ein. Sie begriffen, ballten die gut gebauten Fäuste und hieben auf die Tischplatte, daß es krachte. Zum Schluß drückte er jedem einen blanken Taler in die Hand. In dieser sehr gehobenen Stimmung schickte er sie zu Dietrich Seidensnut, wo sie an dem runden Mitteltisch vor Anker gingen und unter gewissenhafter Fortsetzung der feuchten Runden auf ihr Opfer warteten.

Abgehetzt erschien Walter Funk endlich, immer noch arbeitslos und sehr erbittert.

Er setzte sich dicht an die Tür. Der Wirt brachte ihm ein Glas Bier und warf ihm einen vernichtenden Blick zu.

Walter Funk stützte den Kopf in die Hand und wühlte sich in den Haaren.

War auch sein Argwohn gegen Ulrich Schlägli keineswegs erloschen, die mißlichen Umstände zwangen ihn doch, sich allmählich mit dem Gedanken, als blinder Passagier an Bord der „Niagara" zu gehen, zu befreunden. Aber gleich hinter Southampton wollte er sich beim Kapitän melden und ihn bitten, als Trimmer eingestellt zu werden. Das war er als anständiger Mensch sich schuldig! Gleichzeitig erhielt er damit wieder sein Selbstbestimmungsrecht und kam von Ulrich Schlägli los.

Und so trat er denn an die Tonbank, zahlte schweigend die Rechnung, holte den Koffer heran und setzte sich unschlüssig an seinen alten Platz.

„Das ist er!" flüsterte jetzt der Kölner und deutete mit dem Daumen nach ihm.

Und sofort ging das Sticheln los, und zwar ohne jede sanftere Einleitung gleich ziemlich deutlich und grob.

Walter Funk fühlte sofort, daß da drüben etwas gegen ihn im Gange war und nahm ein Zeitungsblatt auf.

„Prost!" krähte der Leipziger herüber und hob das Glas.

Walter Funk rührte sich nicht.

„He!" hetzte der Kölner. „Der hält sich wohl für was Besseres?"

„Das wird ja immer schöner!" brüllte der Leipziger, dessen Mut kaum noch steigerungsfähig war, und trat mit zwei langen Schritten an Walter Funks Tisch, in der Rechten den halbgeleerten Bierbecher. „Prost! hab' ich gesagt! Und wenn du nicht sofort mit mir anstößt, dann kleb' ich dir eine!"

Dabei hob er bedeutsam seine linke Handfläche hoch.

„Laß den Mann zufrieden!" rief Dietrich Seidensnut und klopfte mit dem leeren Grogglas auf den Schenktisch.

Aber es war schon zu spät. Ohne sich weiter Rechenschaft zu geben, war Walter Funk aufgesprungen und hatte dem Leipziger einen so heftigen Stoß gegen die Brust versetzt, daß ihm die Luft wegblieb und er zurücktaumelte.

Ein wilder Tumult brach los. Sieben Mann hoch fielen sie über Walter Funk her. Es regnete Faustschläge von allen Seiten; die Püffe waren jedoch nicht sehr grob, wurden vielmehr mit einer gewissenhaften Vorsicht geführt, aber doch fühlte er jede dieser Berührungen so heftig, wie sie seiner Meinung nach beabsichtigt sein mußten. Wutschreie und Lachen sprangen ihm ins Gesicht. Der Leipziger hielt sich im Hintergrunde, leitete das Gefecht mit schrillen Pfiffen und drängte jeden, der nachzulassen drohte, in die Kampffront zurück.

Walter Funk mußte sich auf die Abwehr beschränken.

Dietrich Seidensnut machte Miene, mit einem roten Bierzapfschlauch einzugreifen. Doch der Kölner, der über Riesenkräfte verfügte, fing ihn ab und schob ihn sehr bestimmt hinter die Tonbank zurück.

In diesem Augenblick erschien Ulrich Schlägli.

„Was ist denn hier für ein Krach?" schrie er durch den Lärm.

Die Angreifer stutzten und gingen dann mit um so lauterem Gejohl gegen Walter Funk los.

„Was?" brüllte Ulrich Schlägli. „Ihr wollt meinen besten Freund vertobaken? Hallo, da muß ich dabei sein!"

Und mit unerhörter Wucht fiel er der feindlichen Schlachtordnung in den Rücken. Der Leipziger flog wie ein Hobelspan in die Ecke. Die beiden Nebenmänner taumelten links und rechts zur Seite. Denn Ulrich Schlägli begnügte sich durchaus nicht damit, nur zum Schein zuzuschlagen. Nun aber ging auch Walter Funk zum Angriff über, und auch er nahm den Kampf von der allerernsthaftesten Seite.

Er stieß dem vierten Feinde die geballte Faust so heftig zwischen die Augen, daß ihn tausend Funken umtanzten und er mit allen zehn Fingern danach griff, um sie zu fangen.

Jetzt aber war auch für die anderen eine Ehrensache daraus geworden. Der riesige Kölner packte zu. Der Koffer flog im weiten Bogen aus der Tür.

Walter Funk sah sich plötzlich neben seinen Koffer an die frische Luft gesetzt.

Nun kam Ulrich Schlägli an die Reihe. Am Kragen gepackt, wurde er durch die offene Tür gestoßen, sauste, getrieben von zehn ehrlich empörten Fäusten, im Bogen die drei Stufen empor und landete so unglücklich auf der Kante des Fahrdamms, daß ihm das Blut in hellem Strom aus der Nase sprang. Er setzte sich auf den Kantstein, versuchte den Blutstrom zu stillen, schimpfte dabei ganz mörderlich und war trotzdem mit sich äußerst zufrieden.

Da tauchte plötzlich ein Schutzmann auf.

„Kommen Sie mal mit zur Wache!" befahl er.

Walter Funk war bereit, sich in sein Schicksal zu ergeben.

Aber Ulrich Schlägli begann nun, den braven Schutzmann mehrmals die Tonleiter auf und ab in den ergreifensten Lauten anzujammern, wobei er die vergeblichen Versuche, sein Nasenbluten zu stillen, unentwegt fortsetzte.

„Lieber, gutester, allerbester Herr Schutzmann," wimmerte er, und die Tränen rannen ihm stromweise herunter. „Was sollen wir auf der Wache? Wir müssen sofort an Bord. Wollen Sie vielleicht die Verantwortung übernehmen? Wollen Sie vielleicht, daß wir als Heuernotenschwindler dastehen?"

„Es hat hier wieder eine Schlägerei stattgefunden!"

„Ich hab' von einer Schlägerei nichts gemerkt!" bekannte Ulrich Schlägli mit seinem ehrlichsten Augen-

aufschlag. „Ich bin gestolpert und auf die Nase gefallen. Ist das vielleicht polizeilich verboten?"

Der Schutzmann trat in die Wirtschaft.

Auch hier wußte niemand etwas von einer Schlägerei. Den Schluß der Untersuchung bildeten zwei Glas Grog.

„Komm!" schnaufte Ulrich Schlägli durch seine geschwollene Nase. und eilte mit dem Koffer rasch davon.

Walter Funk folgte ihm erst zögernd, dann schneller auf den Fährdampfer. In einer leeren Ecke schob Ulrich Schlägli den Koffer unter die Bank.

„Sind Wertsachen drin?" fragte er leise.

Walter Funk schüttelte den Kopf.

„Dann lassen wir ihn lieber hier stehen!" meinte Ulrich Schlägli und schleuderte ihn mit einem Fußtritt ins Dunkle.

Walter Funk nickte stumm. Ein Frösteln überlief ihn. Die Ungewißheit, der er entgegenging, überfiel ihn nun wie ein Fieber. Auch peinigte ihn der Hunger, denn er hatte seit heute morgen nichts gegessen.

Ohne bemerkt zu werden, erreichten sie das Schiff und den dunklen Steuerbordsdeckgang. Ulrich Schlägli öffnete eine Tür und schob Walter Funk ins Dunkel. Der Raum war sehr eng. Es befand sich aber in der gegenüberliegenden Wand noch eine Tür, die stieß Ulrich Schlägli auf und knipste das Licht an.

Sie standen jetzt in einem sehr vornehm eingerichteten Badezimmer. Der kleine Vorraum bildete den für die Bedienung zu benutzenden hinteren Zugang zu der vierräumigen Luxuskammer.

Ulrich Schlägli schleppte eine Matratze und Bettzeug heran. Die Matratze warf er auf den Boden des kleinen Vorraums, sie hatte knapp Platz darin.

„Hier schläfst du!“ flüsterte er Walter Funk zu. „Die Kabine ist nicht belegt. Links vom Baderaum ist das Klosett, dann kommt das Schlafzimmer und ganz vorn die gute Stube. Wenn du Unrat merkst, mußt du dich sofort hierher zurückziehen und beide Türen absperren. Rechts nebenan schlafe ich. Das ist nämlich der Dienstbotenraum.“

Und schon schob er ihn da hinein und machte Licht. Auch diese Kammer war sehr eng. Während sich Walter Funk auf den einzigen Stuhl setzte, brachte Ulrich Schlägli aus allen Ecken und Winkeln Vorräte verschiedenster Art zur Leibesstärkung und eine Flasche Rheinwein.

Jetzt langte Walter Funk zu, ohne sich erst nötigen zu lassen. Dann griff er plötzlich Ulrich Schläglis rechte Hand und hielt sie fest.

„Warum tust du das alles für mich?“ sprach er mit eigentümlich schwankender Stimme. „Du weißt nicht, wer ich bin, und kennst nicht einmal meinen Namen.“

„Aber Mensch!“ lachte Ulrich Schlägli fast ärgerlich. „Solche Redensarten kann ich in den Tod nicht ausstehen!“

„Aufrichtig!“ bat ihn Walter Funk, ohne die Hand loszulassen, und schaute ihm unverwandt in die Augen.

„Ganz aufrichtig!“ beteuerte Ulrich Schlägli und hielt den Blick aus, ohne mit der Wimper zu zucken.

„Sieh mal, ich bin halt ein verdrehter Kerl. Wenn ich schon was Gutes tue, und es ist nicht so eine kleine Gemeinheit mit dabei, dann hab' ich eben keinen rechten Spaß daran. Verstehst du das nicht?"

„Nein!" versetzte Walter Funk kopfschüttelnd und ließ die Hand fahren. „Ich kann es nicht verstehen, daß du alles so ganz ohne jede besondere Nebenabsicht tust."

„Hm!" lächelte Ulrich Schlägli verschmitzt. „Da schaut's heraus? Na, mein Junge, darüber sollen dir keine grauen Haare wachsen. Ich will nämlich in New York abmustern. Die christliche Seefahrt hab' ich satt. Und zu zweien läßt sich Amerika leichter erobern. Meinst du nicht auch? Zwei solche Kerls wie wir, die sich gegenseitig den Rücken decken, die sind überhaupt nicht unterzukriegen."

„Dann freilich!" nickte Walter Funk. „Das erklärt vieles."

„Das erklärt alles!" verbesserte ihn Ulrich Schlägli, nahm die halbvolle Weinflasche unter den Arm und schob ihn über den dunklen Gang durch die nächste Tür.

Die Weinflasche stellte er in die Ecke und flüsterte, auf die Matratze weisend: „Da legst du dich lang und schläfst, bis ich dich wecke. Und wehe dir, du schnarchst!"

Dann schloß er die Tür von draußen.

Walter Funk gehorchte, kroch unter die weiche Daunensteppdecke, leerte die Flasche mit einem langen Zuge und schlief sofort tief und sicher und ohne auch nur im geringsten zu schnarchen.

Nach Mitternacht, mit Einsetzen der Ebbe, ging die „Niagara" ankerauf. Morgens um sieben machte sie in Cuxhaven fest und wartete, bis der Schnellzug mit den Kammerfahrgästen einlief.

Ulrich Schlägli stand auf dem Bahnsteig und griff nach den Gepäckstücken einer jungen Dame, die in der Liste als Daisy Madison aufgeführt war.

Und pünktlich um zehn Uhr dampfte das stolze Schiff, am Heck das deutsche Schwarzweißrot, im Achtertopp die gelbblaue Hapagflagge, im Vortopp das Unionbanner und am Bug die Hamburger Gösch mit den drei silbernen Türmen in roten Felde, an der Kugelbake vorbei in die graugrüne Nordsee hinaus.

Um diese Zeit erwachte Walter Funk zum erstenmal. Nebenan hörte er Stimmen.

„Und hier ist das Badezimmer, gnädiges Fräulein!" schlug Ulrich Schläglis Stimme an sein Ohr.

Dann klappte drinnen eine Tür zu.

Also hab' ich Nachbarschaft bekommen! fuhr es Walter Funk schlaftrunken durch den Sinn.

Dann vernahm er nichts weiter als das leise unermüdliche Dröhnen des Schraubenwurfs, unbestimmte Maschinengeräusche aus der Tiefe und hin und wieder eiligere und gelassenere Schritte draußen auf dem dunklen Decksgang.

Und er legte sich aufs andere Ohr, um seinen gesunden Morgenschlummer fortzusetzen.

V.

Unter den Klängen der „Lustigen Weiber von Windsor", die die Bordkapelle vor dem Speisesaal zum besten gab und die gedämpft zu ihm drangen, erwachte er zum zweitenmal. Seine Uhr war stehengeblieben, aber sein Magen mahnte ihn sehr deutlich, daß es höchste Zeit zum Frühstücken sei.

Da rasselte der Schlüssel, und Ulrich Schlägli trat ein, zog schnell die Tür hinter sich zu und stieß die Tür zum Badezimmer auf.

„Schnell, schnell!" rief er leise, wobei er die Matratze aufrollte und die Bettwäsche in einen Wäschesack verschwinden ließ. „Nimm ein Bad! Hier, zieh die Stewardjacke an, damit du weniger auffällst. Nebenan in meiner Kammer steht das Frühstück. Wenn du fertig bist, kannst du mir hier beim Aufräumen helfen."

Damit verschwand er in der Schlafkammer.

Walter Funk beeilte sich. Auf das Bad verzichtete er. Das Frühstück war wichtiger. Zehn Minuten später erschien er in einer weißen Jacke bei Ulrich Schlägli, der ihm einen Staublappen und eine Bürste in die Hand drückte und ihn in den Wohnraum schob.

Walter Funk wußte nicht, wo er beginnen sollte.

„Stell' dich nicht so dumm an!" rief Ulrich Schlägli und kramte dabei den Inhalt eines großen Koffers in den Wäscheschrank. „Immer fix, mein Junge! Fenster öffnen! In einer Stunde wieder schließen! Denn dann wird das Deck gewaschen."

Das war allerdings eine sehr kühne Behauptung.

Walter Funk öffnete die beiden runden Fenster und starrte ratlos auf die Reinigungsgeräte in seinen Fingern.

„Ha!" fuhr Ulrich Schlägli eifrig fort. „Was diese Amerikanerin für ein Masse Plunder mitschleppt! Das ist nun schon das fünfte Seidenkleid! Echte Spitzen! Nun kommen die Strümpfe. Fühl' mal an! So fein wie Spinngewebe!"

„Hm!" machte Walter Funk zögernd und ließ eine Fingerspitze sanft über das zarte, blütenweiße Seidengewirk gleiten.

„Und hübsch ist sie!"

„Du wirst dich doch nicht verlieben?"

„Warum nicht?" meinte Ulrich Schlägli leichtsinnig und kramte weiter.

Jetzt kamen die Schuhe und Stiefel daran, im ganzen achtzehn Paar, alle in seidene Säckchen gehüllt.

Ulrich Schlägli zog eine der Hüllen ab und hielt den kleinen, reizenden Spangenschuh gegen das Licht.

„Ist das nicht süß!" schnalzte er begeistert. „Mir wird ganz anders! Leider, leider hab' ich mit den Mädchen immer Pech. Woran das bloß liegen mag? Ich komme immer an die Unrechte."

„Wie in diesem Falle!“ lächelte Walter Funk nachsichtig.

„Sag' das nicht!“ rief Ulrich Schlägli warnend. „Ich glaube, ich glaube, hier ist was zu machen. Es ist schon manche Dollarfürstin mit einem Steward durchgebrannt! Willst du nicht mal die Probe machen?“

„Danke!“ wehrte Walter Funk vornehm ab.

„So!“ machte Ulrich Schlägli ehrlich verblüfft und fiel auf den Sessel. „Weil du eben kein Steward bist.“

„Also bitte, ich lasse dir den Vortritt!“

„Offen gestanden, ich trau' mich nicht 'ran!“ seufzte Ulrich Schlägli ehrlich. „In der Liebe hab' ich nun mal kein Glück. Also mußt du 'ran!“

„Was fällt dir ein!“ wies ihn Walter Funk heftig zurück.

„Weil das ein Goldfisch ist!“ flüsterte Ulrich Schlägli wie ein Verschwörer. „Denk' mal das Glück, wenn die bei dir anbeißt.“

„Kaum auszudenken!“ lächelte Walter Funk, „Vorausgesetzt, daß sie überhaupt eine Schwäche für Stewards hat.“

„Ob Steward oder Graf!“ belehrte ihn Ulrich Schlägli weise. „Mann bleibt Mann!“

„Du hast keine sehr hohe Meinung von dieser Dame!“

„Tu doch nicht so, mein Junge! Du hast ja Ansichten wie meine längst verstorbene Urgroßmutter. Erst besehen, dann verlieben, dann verloben, dann heiraten. Am schnellsten kommt man durch eine gute

Heirat auf einen grünen Zweig. Mann Gottes, wir fahren nach Amerika! Da mußt du alle Vorurteile über Bord werfen. Ansehen kostet ja nichts! Wer wagt, gewinnt! Nur nicht dämlich anstellen. Was so eine richtige Amerikanerin ist, die will gleich ein bißchen herzhaft angefaßt werden."

Walter Funk schloß einen Augenblick die Lider und dachte an die Begegnung mit Ruth Marrits auf der dunklen Treppe in Heidelberg. Damals hatte er diese Regel befolgt, jedoch zu seinem Schaden.

„Donnerwetter!" rief Ulrich Schlägli plötzlich und zog die Uhr. „Ich muß an Deck. In einer halben Stunde machst du die Bullaugen zu. Kannst dich ja hier solange aufhalten. Das Wetter ist schön, und sie wird dich nicht stören. Ich schließe die Tür ab. So kann sie dich nicht überraschen!"

Dann stob er zur Tür hinaus, wo er mit dem Schlüssel im Schloß heftig herumrührte.

Vorsichtig setzte sich Walter auf das Sofa, und zögernd blies er den Rauch einer Zigarette von sich. So behaglich er sich nun seinen äußeren Umständen nach fühlen durfte, so peinlich war ihm im Herzen zumute.

Sein Argwohn gegen Ulrich Schlägli war zwar bis auf einen ganz geringen Rest verschwunden. Aber der Geschobene wollte er keinesfalls sein. Er wollte sich mit eigenen Händen sein Glück schmieden. Und deshalb ging ihm die Abhängigkeit von einem noch so guten Freund wider die innerste Natur.

Ruth Marrits, Boston, Washington Street 179, fuhr

es ihm durch den Sinn. Das war die Adresse, die sie zurückgelassen hatte. Und sonst wußte er nichts von ihr als ihren schwermütigen Gesang, den er unter tausenden herausgefunden hätte, die scheue, warme, spröde Zärtlichkeit ihrer schwellenden Lippen und ihre schlanke, schmiegsame Gestalt.

Ob er sie jemals wiederfinden würde? —

So sann er, ohne sich von der Stelle zu rühren. Er schloß sogar die Augen. Aber er schlief nicht ein. Vielmehr horchte er auf die verschiedenartigsten Geräusche, die von draußen hereindrangen.

Plötzlich fuhr er auf und horchte schärfer.

Da brach draußen, dicht neben der Tür ein wahrer Höllenlärm los. Es hörte sich an, als sei ein Stapel von mindestens fünfzig metallenen Kaffeebrettern unter zwei sehr ungeschickten Fäusten ins Rutschen gekommen. Immer wieder stürzten mit Gekrach, Geklirr und Geklapper neue Kaffeebretter an Deck: Eine rauhe, scheltende Stimme, Gelächter und Geschrei mengten sich zum Ueberfluß dazwischen.

In diesem Augenblick ging zögernd und lautlos die Tür auf.

Walter Funk schnellte in die Höhe, die Scham, trotz seiner angespannten Aufmerksamkeit überrascht worden zu sein, verschlug ihm den Atem. Unwillkürlich brachte er die kalte Zigarette hinter seinem Rücken außer Sicht.

Längst war die Tür ins Schloß gefallen. Unbeweglich stand Daisy Madison und besah sich den Ein-

dringling sehr genau durch das goldumrandete, langstielige Augenglas.

Nur bis zu den Spitzen ihrer braunen Schuhe getraute er sich die Augen zu erheben, so beklommen war ihm zumute.

Sie ließ endlich das Glas sinken und machte drei kurze Schritte bis in die Mitte des Raumes.

Jetzt begann ein leichter Trotz in ihm aufzuglimmen, und langsam klomm er höher mit den Blicken. Sie trug ein glattes Kleid aus stumpfgelbem Taft. Da sie den rechten Fuß leicht zurückgezogen hielt, zeichnete sich ihr Knie ziemlich deutlich ab.

Sie schwieg noch immer, so schwer wurde ihr das erste Wort. Aber trotzdem spielte sie ihre Rolle vorzüglich.

Wenn sie nichts sagt, sag' ich auch nichts! dachte er störrisch und rückte mit seinen Blicken höher.

Als Gürtel trug sie ein breites, dunkelblaues Samtband. Darunter lief im spitzen Winkel eine zarte goldene Kette zusammen, an der dicht über dem Knie ein zusammengeklappter kostbarer Fächer hing; dabei lag ihre linke Hand, die, schlank und langfingrig, eine kleine goldene Tasche hielt.

Sein Trotz wuchs sich, da er sich durch ihre schweigende Verachtung mit gutem Recht gestraft sah, zu einem recht stattlichen, männlich betonten Grimm aus.

Und jetzt fand er auch den Mut, mit seinen Blicken über ihre feingeformte Büste zu streifen und ihr geradeswegs und starr in die tiefen, dunkelgrauen Augen zu schauen. Noch sah er, daß sie aschblondes Haar und

kühne scharfgezeichnete Brauen hatte. Da sank vor ihrer Schönheit sein stolzer Mut in die Knie.

Immer noch stand sie da wie eine Bildsäule und starrte ihn unverwandt an, die Lippen fest geschlossen.

Das Herz wollte ihr schier zerspringen.

Sie weidet sich an deiner Verlegenheit! flüsterte ihm sein Groll zu. Also tu endlich den Mund auf. Sonst hält sie dich am Ende für einen Flegel! Beschäme sie, indem du ihr zeigst, daß du nicht so ungezogen bist wie sie!

Er folgte dem Ratschlag, machte eine leichte Verbeugung und preßte sich mit Gewalt die vier Worte aus der noch immer widerstrebenden Kehle: „Ich bitte um Entschuldigung!"

Nun begann die Bildsäule langsam lebendig zu werden. Das Augenglas funkelte. Die Oberlippe schürzte sich ein wenig und ließ eine Reihe weißer Perlenzähne hervorschimmern. Die Hände kreuzten sich leicht über der Fächerkette. So schwer es ihr auch wurde, sie fiel nicht aus der Rolle.

„Sie scheinen also doch nicht stumm zu sein!" sprach sie mit offensichtlicher Genugtuung.

Es lag in ihrer sanften, aber klangvollen Stimme eine so natürliche Zärtlichkeit, daß es ihm ganz warm vom Nacken über den Rücken hinunter bis zu den Füßen hinablief.

Aber er raffte sich sofort zusammen.

„Nein!" sprach er kühl. „Und ich freue mich, daß meine Befürchtungen, gnädiges Fräulein könnten nicht nur stumm, sondern auch taub sein, hinfällig sind."

Das schien gesessen zu haben, denn sie wich mit einem Schritt gegen die Schlafzimmertür zurück.

So mußte er denn notgedrungen bleiben, denn dort war seine Rückzugslinie.

Verstohlen beobachtete er sie. Eins schien ihm sicher, diese Amerikanerin hatte wirklich nicht nötig, sich mit irgendeinem hergelaufenen Steward abzugeben.

Sie ließ sich seufzend in den Sessel sinken und fragte leise, ohne ihn anzusehen: „Warum gehen Sie denn nicht?“

„Ich muß noch die Fenster schließen!“ antwortete er sehr gelassen und machte sich an die Arbeit.

Dabei fing er einen Blick auf, der ihn stutzig machte.

Er hielt unwillkürlich den Atem an.

Sollte Ulrich Schlägli doch auf der richtigen Fährte sein!

So ungefähr mochte Ruth Marrits aussehen.

Er fühlte auf einmal das heiße Verlangen, sie fest in seine Arme zu nehmen und sie herzhaft zu küssen.

Genau so, wie es ihn damals in Heidelberg auf der dunklen Treppe gepackt hatte.

Ob sie es sich wohl von einem Steward gefallen ließ?

Und er schickte sich an, mit dem Staubtuch über die Möbel zu wedeln.

„In meiner Gegenwart wischen Sie Staub!“ rief sie erstaunt und sprang auf. „Sie benehmen sich sehr ungeschickt.“

Ihr Atem ging hastig und stoßweise. Mit hochgezogenen Brauen stand sie dicht vor ihm.

„Ich finde das auch!" lächelte er und blickte sie fest an. „Ich bin nämlich gar kein richtiger Steward!"

Bei diesem Geständnis machte sie eine haltlose Bewegung mit der Rechten. Ihre Augen wurden immer weiter. Die Knie bebten ihr.

Ich bin Daisy Madison! schoß es ihr durch den Kopf.

Und das gab ihr wieder etwas Kraft.

„Huh!" hauchte sie und streckte beide Hände abwehrend aus. „Sind Sie etwa der Verbrecher?"

Schon tastete sie auf der Zierleiste entlang zum Klingelknopf.

„Nur keine Angst!" versetzte er ruhig. „Ich bin —"

„Sie sind —" wiederholte sie bebend.

„Ich bin der blinde Passagier!" flüsterte er geheimnisvoll.

„Oh!" seufzte sie auf, ließ die Hand sinken und kehrte zum Sessel zurück. „Sie reisen ohne Fahrkarte? Aber warum benutzen Sie denn meine Kabine?"

„Das ist ein Zufall, von dem ich jetzt anzunehmen geneigt bin, daß er kein besonders unglücklicher ist!" gestand er aufrichtig und wagte sich näher. „Mein Freund Ulrich Schlägli, der Decksteward, ist übrigens der Anstifter."

„Mein Steward!" seufzte sie verzweifelt, setzte sich nieder, legte das Haupt gegen die weichgepolsterte Lehne, senkte die Augensterne unter die langwimprigen Lider, seufzte wieder und öffnete ganz wenig den

blühenden Mund. Jetzt wußte sie wirklich nicht mehr aus noch ein.

Ich wag's! dachte Walter Funk, hingerissen von ihrer Schönheit und beugte sich wortlos über sie, um sie zu küssen.

Und wirklich war es ihm, als wölbten sich für den Bruchteil eines Augenblicks ihre Lippen den seinigen entgegen.

Genau wie Ruth Marrits! fuhr es ihm durch den Kopf.

Dann aber sprang sie auf, stieß ihn überraschend zurück und versetzte ihm obendrein eine mit Ueberlegung gezielte und darum wohlgelungene Ohrfeige.

Mit ihrer Kraft war sie zu Ende. Sie konnte nur noch wortlos und empört auf die Tür weisen.

Walter Funk gehorchte schweigend. Der Schlag war nicht schmerzhaft, er tat ihm vielmehr äußerst wohl. Nun hatte er den Beweis, daß Ulrich Schäglis Menschenkenntnis nicht weit her war.

Und ihm lief er draußen auf dem Gang in die Arme.

„Mensch!" schnob Ulrich Schlägli wütend und schob ihn heftig in das kleine Kämmerlein. „Bist du verrückt geworden? Da hinein gehörst du!"

Damit drehte er von draußen den Schlüssel herum.

Walter Funk war wieder gefangen.

Ulrich Schlägli aber eilte zu seiner Verbündeten, die er in einer begreiflichen Aufregung fand.

„Ich kann nicht, ich kann nicht!" klagte sie heftig.

„Es geht über meine Kraft. Ich kann ihn nicht betrügen!"

Er sicherte zunächst die Badezimmertür durch den Riegel und gab ihr tröstende Worte.

„Nur Mut!" lächelte er lustig. „Das zweite Mal wird es schon besser gehen!"

„Wenn ich geahnt hätte, daß er gleich wieder so stürmisch werden würde!" seufzte sie.

„Wieder!" betonte Ulrich Schlägli und rieb sich vergnügt die Hände. „So ein verdammter Kerl!"

„Was denken Sie!" rief sie beinahe entrüstet. „Er hat mich nur geküßt."

„Hurra!" lachte er laut. „Dann ist ja alles in bester Ordnung."

„Aber ich habe ihm doch eine Ohrfeige gegeben!" bekannte sie.

„O mein Schreck!" fuhr Ulrich Schlägli auf.

„Was hätte er denn sonst von mir denken müssen?"

„Herr du meine Güte!" seufzte er, wobei er verzweifelt die Hände rang. „Warum haben Sie ihn denn nicht wieder geküßt?"

„Ich bin doch Daisy Madison! Wollen Sie, daß er mich verachten soll?"

„Da hab' ich was Schönes angerichtet!" stotterte er verblüfft und schlug sich vor die Stirn. „Was machen wir nun? Die Geschichte wird ja immer verzwickter."

„Nun sind Sie mit Ihrer Kunst zu Ende!" schmollte sie schmerzlich.

„Es scheint so!" knurrte er. „Aber der Kuckuck soll mich holen, wenn ich Sie nicht doch noch glücklich mache."

Dann eilte er davon, um als Steward seinen Mann zu stellen.

VI.

Walter Funk erwachte am nächsten Morgen auf seiner Matratze und rieb sich die Augen.

Das Unwürdige seiner Lage wurde ihm allmählich klar. So ging es auf keinen Fall weiter.

Da hielt er den Atem an und spitzte die Ohren.

Wahrhaftig! Sie saß nebenan in der Wanne und plätscherte. Die reine Wasserratte!

Er versuchte zu lächeln. Aber das Plätschern war stärker. Immer schwüler wurde ihm.

Zum Glück dauerte das Morgenbad nicht lange, und er war bald wieder mit seinen Gedanken allein. Dann kleidete er sich an, rollte die Matratze auf, und seine Laune wurde nicht besser, als er mehrmals vergeblich an die Wand der Nebenkammer gepocht hatte. Ulrich Schlägli ließ auf sich warten.

Die „Niagara" hatte nämlich um diese Zeit schon Southampton in Sicht, und an Deck gab es mehr als genug zu tun. Trotzdem stahl sich Ulrich Schlägli doch ein paar Minuten hinunter und schob Walter Funk auf einem mit einer Serviette verdeckten Brett das Frühstück durch die Tür.

„Laß mich hinaus!" schnaubte Walter Funk wütend.

Aber Ulrich Schlägli war gewandter und drehte rasch den Schlüssel herum.

„Na warte!" knirschte Walter Funk und ballte die Fäuste.

Dann machte er sich über das Frühstück her, dessen Leckerkeit ihn mit seinem Schicksal wieder etwas aussöhnte.

Ein braver Kerl ist er wohl! dachte Walter Funk und leerte die Kaviardose mit dem Kaffeelöffel. Aber er wollte sich nicht länger wie ein Schwerverbrecher einsperren lassen.

Kurz nach zwölf Uhr mittag warf die „Niagara" ihre Anker weg. Gleich darauf kam eine Anzahl neuer Kammerfahrgäste an Bord. Post und Eilgut wurden übernommen.

Das alles dauerte kaum eine Stunde.

Als Trompetengeschmetter die Fahrgäste zur Frühstückstafel rief, rasselten die Ankerketten wieder hoch.

Nun holte Ulrich Schlägli Walter Funk in sein Kämmerchen, wo eine gute Mahlzeit stand, und sie ließen es sich beide schmecken.

„Nun?" sprach Ulrich Schlägli, indem er sich den Mund wischte. „Ist dir inzwischen was Gescheites eingefallen?"

„Gewiß!" erwiderte Walter Funk, erhob sich und nahm den Türdrücker in die Hand. „Ich werde dich nicht länger belästigen."

„Bist du des Teufels?" fuhr Ulrich Schlägli auf

und wollte ihn festhalten. „Wenn dich der Obersteward sieht!“

„Kann ich nicht ändern!“ lächelte Walter Funk kühl und öffnete die Tür. „Ich geh jetzt zum Kapitän.“

„Um Himmels willen!“ keuchte Ulrich Schlägli und stürzte ihm nach.

Er erreichte ihn erst an der Treppe zum oberen Deck.

„Halt!“ brüllte er mit solcher Entschiedenheit, daß sich einige Fahrgäste sofort in Hörweite aufbauten. „Der Kapitän ist jetzt nicht zu sprechen. Wie kommen Sie überhaupt hierher? Marsch hinunter ins Zwischendeck!“

Walter Funk streifte ihn nur mit einem mitleidigen Blick, schob ihn zur Seite und stieg die Treppe hinauf. Eben verschwand die englische Küste im blauen Dunst des Horizonts.

Jakob Klöhn, der Kapitän, wollte eben seine kurze, aber gutbeleibte Gestalt auf dem Sofa zum Mittagschläfchen betten, da meldete ihm der erste Offizier einen Fahrgast, der ihn in einer wichtigen Angelegenheit sofort zu sprechen wünschte.

„Soll ’reinkommen!“ knurrte Jakob Klöhn.

Walter Funk trat herein und meldete ohne jede Einleitung: „Ich habe bisher diesen Dampfer benutzt, ohne das Fahrgeld bezahlt zu haben. Diese Lage sagt mir aus verschiedenen Gründen nicht mehr zu. Ich bitte — —“

Weiter kam er nicht.

„Kreuzhimmeldonnerwetter!“ polterte Jakob Klöhn

los. „Ein blinder Passagier? Das ist ja, um junge Hunde zu kriegen!"

„Ich bitte um Beschäftigung als Kohlentrimmer!"

„So?" schnaufte der Kapitän verblüfft. „Da sind Sie ja noch ein verhältnismäßig anständiger Mensch. Wie sind Sie überhaupt an Bord gekommen? Und wo haben Sie die ganze Zeit gesteckt?"

„In irgendeinem dunklen Winkel."

„Natürlich!" erboste sich Jakob Klöhn. „Da sitzt wieder einer von den verdammten Funkis dahinter. Na, ich werde die Sache sofort untersuchen. Scheren Sie sich solange aufs Vordeck!"

„Danke!" sprach Walter Funk und verschwand, während der Kapitän auf den Klingelknopf drückte.

Zuerst bekam der erste Offizier gründlich den Kopf gewaschen. Dann wurde der Obersteward herbefohlen.

Walter Funk stieg die beiden Treppen zum unteren Deck hinab und kam, als er den Weg zur Vordecksleiter suchte, ganz dicht bei dem langen Stuhl vorüber, in dem seine bisherige Nachbarin ruhte.

Sie hatte ein aufgeschlagenes Buch im Schoß liegen und schaute ihn so fest und unverwandt an, daß er sofort ganz unsicher wurde.

Was sollte dieser Blick? Hatte Ulrich Schlägli doch recht?

Und doch bewirkte dieser Blick, daß er im Vorbeigehen den Hut lüftete.

Dann turnte er die steile Leiter zum Vordeck hinab.

Inzwischen hatte der Kapitän den Obersteward ins Gebet genommen.

„Da soll ja ein Millionendieb an Bord sein!" rief er plötzlich.

„Unsinn!" knurrte Jakob Klöhn. „Der sieht nicht aus wie ein Verbrecher."

„Das täuscht, Herr Kapitän!"

„Ach was, ich bin kein Polizist! Das würde dem Burschen schon passen, hier als Verbrecher behandelt zu werden. Eine Kammer für sich, dreimal am Tage gut zu essen und keinen Finger krumm machen. Und dann müssen wir ihn am Ende wieder mit zurücknehmen. Ich danke für Backobst. Der Kerl kommt in die Bunker."

Dann nahm sich der Obersteward seinen Decksteward vor.

„Hören Sie, Herr Schlägli!" flüsterte er ihm ins Ohr. „Ich hab' den Verbrecher, den Sie suchen. Es ist kein anderer als der blinde Passagier. Das ist doch ganz klar."

„Herrgott!" stöhnte Ulrich Schlägli auf. „Daß ich darauf nicht gleich gekommen bin!"

„Der Kapitän will ihn unter die Trimmer stecken."

„Kohlen schippen will er?" fragte Ulrich Schlägli ganz verdattert.

„Das ist doch nur eine faule Ausrede, um unerkannt zu bleiben. Der führt uns beide nicht hinters Licht!"

„I wo!" lachte Ulrich Schlägli vergnügt. „Uns zwei beide nicht. Aber ich will ihm doch mal der Sicherheit halber auf den Zahn fühlen!"

„Seien Sie bloß vorsichtig!" warnte ihn der Obersteward. „Wenn er Lunte riecht —"

Inzwischen hatte Jakob Klöhn den blinden Passagier dem leitenden Ingenieur zur Verfügung gestellt.

„Der kommt wie gerufen!" rief dieser und rieb sich vergnügt die Hände. „Denn die Nummer zwei von der Backbordwache hatte bereits gestern über Fußschmerzen geklagt."

„Soll den Mann anlernen," entschied der Kapitän, „und kann dann ins Lazarett gehen. Schlafen und essen kann der Mann im Zwischendeck."

Damit war der Fall für Jakob Klöhn abgetan.

Walter Funk wurde vom zweiten Offizier achteraus ins Zwischendeck gebracht und dem Zwischendecksteward vorgestellt.

Dann wurde er am Maschinenniedergang dem zweiten Maschinisten übergeben.

„Na!" lachte der gutmütig und betupfte sich mit dem öligen Twistlappen die glühende Nase. „Sie scheinen bisher auch mehr gefaulenzt als gearbeitet zu haben!"

„Stimmt!" gab Walter Funk ganz vergnügt zurück und kroch ihm vorsichtig nach, durch die wild um sich schlagenden und eine drohende Hitze ausspeienden Schiffsmaschinen, in den Heizraum, wo der Aufenthalt durch einen kräftigen Luftstrom von oben viel erträglicher war, bis in einen engen, schwarzgähnenden, niedrigen Gang. Hier und da glühte eine elektrische Birne durch den Kohlenstaub, der die

Luft erfüllte. Dafür fehlte hier der kühlende Luftzug völlig.

Sie fanden da einen Trimmer, der einen gefüllten Kohlenkorb vor sich her schob.

„Der Mann wird Sie ablösen!“ schrie der Maschinist, indem er auf Walter Funk wies. „Zeigen Sie ihm alles genau! Und dann melden Sie sich beim Arzt.“

Darauf trat er den Rückzug an.

Ohne aufgefordert zu werden, legte Walter Funk Jacke, Weste und Kragen ab, stopfte das Knäul in irgendeinen geschützten Winkel und faßte mit an.

„Siehst du wohl!“ brummte der alte Trimmer anerkennend.

Sie schoben den Korb bis an die Feuer. Hier wurde er umgestürzt. Dann zogen sie mit dem leeren Korb durch den Gang, an dessen Ende schon wieder ein frischgefüllter stand, der mit dem leeren ausgewechselt wurde. Jetzt begann das Spiel von neuem.

Noch drei Körbe half der Trimmer schieben, dann steckte er die Fäuste in die Taschen und sagte: „So, nun weißt du wohl Bescheid! Den Kopf brauchst du dazu nicht, nur die Arme.“

Dann humpelte er zum Schiffsarzt.

Walter Funk schuftete eine halbe Stunde weiter. Trotzdem wurde der Kohlenhaufen vor den Feuerlöchern, die auf seine Zufuhren angewiesen waren, immer kleiner.

„Schneller!“ brüllte ihm der Oberheizer zu.

Und Walter Funk biß die Zähne aufeinander.

daß der Kohlenstaub dazwischen knirschte, raffte alle Kräfte zusammen und stieß sich in seiner erhöhten Hast an den Kopf, Knien und Ellenbogen blaue Flecke. Die Feuertüren klirrten, die Schaufeln und Pocher rasselten, schürften und dröhnten, und die Büchsen spien unausgesetzt eine stechende, atemberaubende Glut aus.

Doch er ließ nicht locker, und der Erfolg war, daß der Kohlenhaufen, wenn auch nur sehr langsam, wieder an Umfang zunahm.

„Na, es geht ja schon ganz gut!" rief der Oberheizer anerkennend.

„Wenn's weiter nichts ist!" versetzte Walter Funk gleichmütig und widmete sich dieser neuen, selbstgewählten Tätigkeit mit steigender Aufmerksamkeit und Hingabe.

Er dachte dabei weder an Ulrich Schlägli noch an Ruth Marrits. Nur einmal huschte ihm der Gedanke an seine verflossene Kammernachbarin durch den Sinn. Aber er hielt ihn nicht fest. Er hatte genug mit seinen Kohlenkörben zu tun.

VII.

Indessen suchte Ulrich Schlägli seine Verbündete, um sie von der so plötzlich veränderten Sachlage in Kenntnis zu setzen. Die Tage bis New York waren nun für ihn verloren. Denn einen Kohlentrimmer und die Inhaberin einer Luxuskammer gesellschaftlich zusammenzubringen, war selbst für einen anschlägigen Kopf eine nicht zu knackende Nuß.

Er mußte lange suchen, ehe er sie in der Laube hinter dem Rauchsalon fand.

„Es ist ein Bekannter an Bord gekommen!“ flüsterte sie hastig.

„Sie haben nur einen Bekannten!“ beruhigte er sie. „Und das bin ich.“

„Er wird mich aber sicher erkennen!“ rief sie dringender.

„Wer?“

„Hannibal Dudy, der große Mann mit dem kleinen Kopf.“

„Oho!“ lachte er auf. „Der weltberüchtigte Löwenjäger, der mit dem kleinen Kongoneger an Bord gekommen ist. Wie sind Sie denn zu dieser Bekanntschaft gekommen?“

„In Boston bei einem Preisschwimmen. Ich habe mich daran beteiligt. Eine Freundin hat mich dazu angestiftet. Ich tat es allerdings unter einem falschen Namen."

„Vortrefflich!" rief er außerordentlich vergnügt. „Ihre damalige Vorsicht trägt jetzt gute Früchte. Daisy Madison wird man keinen Vorwurf daraus machen können, daß sie unter einem Decknamen in Boston als Preisschwimmerin aufgetreten ist. Ich rate Ihnen also, diese Bekanntschaft bis New York ruhig fortzusetzen. Dann haben Sie etwas Zerstreuung und Ablenkung, was für den Fortgang der Handlung nur wünschenswert ist. Zumal mir der Held augenblicklich entwischt ist."

Und dann erzählte er ihr rasch, was inzwischen vorgefallen war.

„Unten bei den Kohlen ist er?" rief sie außer sich. „Und weshalb?"

„Infolge seiner Dickköpfigkeit!"

„Ja, er ist sehr stolz!" nickte sie. „Ich hätte ihn nicht schlagen dürfen."

„Das ist nun einmal geschehen!" versetzte er schmunzelnd. „Hätten Sie ihn nicht so kräftig zurückgewiesen, dann hätte er sehr bald, vielleicht schon jetzt die ganze Wahrheit erfahren müssen. Und er ist noch lange nicht so weit, um sie ertragen zu können. Ihr Herz war in diesem Falle klüger als mein Kopf. Das will ich mir merken! Unter diesen Umständen muß ich eine neue Zusammenkunft sogar für schädlich halten. Ich hatte die Schwierigkeiten unterschätzt.

Ich glaube fast, ich habe Sie etwas zu zeitig auftreten lassen. Jede Hast ist vom Uebel. Ich bleibe natürlich auch hier an Bord mit ihm in Verbindung. Sie aber werden bis New York mit Hannibal Dudy, dem Löwentöter, vorliebnehmen müssen."

„Ich finde ihn unsagbar lächerlich!"

„Dann werden Sie eben was zu lachen haben!" tröstete er sie. „So besteht wenigsten keine Gefahr, daß Sie sich in ihn verlieben."

„Da ist er schon!" flüsterte sie mit einem schnellen Seitenblick.

Hannibal Dudy stand bereits eine ganze Weile in vollster Gewichtigkeit an der Steuerbordverschanzung auf dem Posten und tat so, als ob er den Auftrag erhalten hätte, das Kielwasser nach irgend etwas abzusuchen. In Wirklichkeit beobachtete er mit seinen kleinen, hurtigen Mausäuglein die junge Dame, die sich so angelegentlich mit dem Decksteward unterhielt. Dieser Löwenjäger maß über sechs Fuß und hatte gut einhundert Kilo Lebendgewicht. Sein pausbäckiges, rosiges Kindergesicht wurde von einer sehr harmlosen Stulpnase beherrscht. Seine Riesenfäuste barg er in den Hosentaschen.

Kaum war Ulrich Schlägli um die Ecke, fühlte er eine dieser Pranken auf seiner Schulter.

„Sie kennen die Dame?" schnaufte Hannibal Dudy.

„Genau so gut wie ich Herrn Dudy, den weltbekannten Löwenjäger kenne!" versetzte Ulrich Schlägli geschmeidig.

Geschmeichelt griff Hannibal Dudy in die Westen-

tasche und drückte dem Decksteward fünf Dollar in die Hand, die er mit einer wunderbaren Schnelligkeit verschwinden ließ, ohne auch nur mit der Wimper zu zucken.

„Diese Dame besitzt eine fabelhafte Aehnlichkeit mit einer anderen Dame, die ich vor zwei Jahren in Boston kennengelernt habe. Es war bei einem Preisschwimmen. Sie trug die ersten drei Preise und das blaue Band davon!"

„Alle Achtung!" entfuhr es Ulrich Schlägli überrascht.

„Ich gebe hundert Dollar, wenn ich bestimmt wüßte, daß sie es ist."

„Bitte!" lächelte der Decksteward und streckte die flache Hand aus.

Diesmal blieb die Riesenpranke in der Tasche. Ganz so locker saßen Hannibal Dudy die Dollar doch nicht, obschon sie ihm sein Vater, einer der berüchtigsten Börsenschieber von New York, in ungezählten Mengen hinterlassen hatte.

Er fletschte verächtlich seine Elchzähne und drehte ihm den breiten Rücken.

Zweimal strich er an Daisy Madison vorbei, wagte es aber nicht, sie zu grüßen oder gar anzusprechen, da sie ihm nicht einen Blick schenkte. Er erkundigte sich beim Obersteward nach ihr. Der wußte aber nichts als ihren Namen. Nun wurde Hannibal Dudy wieder unsicher.

Eine Viertelstunde später fühlte Ulrich Schlägli die Riesenpranke auf seiner anderen Schulter.

Lächelnd schaute er in die sehr unruhigen Mausäuglein und schweigend vereinnahmte er hundert Dollar.

„Die Dame hat einen falschen Namen!" schnaufte Hannibal Dudy aufgeregt.

„Sie heißt Daisy Madison und stammt aus einer sehr vornehmen Familie!" klärte ihn Ulrich Schlägli auf. „Wenn sie in Boston unter einem anderen Namen aufgetreten ist —"

„Teufel!" stieß Hannibal Dudy heraus. „So ist es! Aber dann darf ich sie ja gar nicht daran erinnern."

Wieder ließ er Ulrich Schlägli stehen und überfiel den Obersteward, der eben damit beschäftigt war, die in Southampton an Bord gekommenen Fahrgäste in die Tafelordnung einzufügen.

„Ich kenne diese Dame!" rief Hannibal Dudy. „Ich wünsche neben ihr zu sitzen. Was kostet das?"

Der Obersteward gab ihm daraufhin den gegenüberliegenden Platz.

Am Abend stellte sich Hannibal Dudy vor und begann sofort von seinen Jagdzügen zu prahlen. Seine schwarzen Indianeräuglein sprachen inzwischen von Boston.

Daisy Madison hörte ihm zu und dachte dabei an Walter Funk.

„Sie waren noch nie in Boston?" platzte er endlich heraus.

„Boston soll eine schöne Stadt sein!" wich sie ihm geschickt aus und schaute sich sehr ruhig nach dem Steward um

Hannibal Dudy verdrehte schmerzvoll seine Aeuglein und schwenkte wieder zu seinen Jagdabenteuern ab.

Auch an Deck hielt er sich hartnäckig schwatzend an ihrer Seite.

Sie hörte kaum hin, lächelte zuweilen zerstreut und ließ dazwischen ihre Blicke schwermütig über die dunkelblaue Wogenwüste schweifen, die das starke Schiff unermüdlich und leichtstampfend durchschnitt.

„Tee gefällig?“ fragte Ulrich Schlägli und bot mit einer leichten Verbeugung das gefüllte Brett.

Sie bediente sich und dankte ihm durch freundliches Zunicken.

Hannibal Dudy empfand diese offenkundige Vertraulichkeit als eine schwere Beleidigung. Außerdem ärgerten ihn die hundertundfünf Dollar, die ihm dieser windige Bursche von einem Deckstewart so im Handumdrehen aus der Tasche gelockt hatte.

„Sehen Sie sich mal nach Zambumbo um!“ befahl er im Tone äußerster Geringschätzung.

Ulrich Schlägli drehte den Kopf und wies nach dem Heck.

„Da sitzt er!“ sprach er hochmütig und schritt davon.

„Das ist sein Glück!“ schnaufte Hannibal Dudy und stopfte sich seine kurze Pfeife. „Ich werde nämlich Haifische schießen.“

„Hier an Bord?“ rief sie erstaunt.

„Weshalb nicht? Es ist das einzige Jagdvergnügen, das man hier hat. Ich pflege es immer auf der Ueberfahrt zu tun. Ich habe schon mehr als zweihundert geschossen.“

Sie starrte ihn ganz entgeistert an.

In diesem Augenblick streckte Walter Funk den Kopf aus dem Zwischendecksaufgang.

Er war inzwischen bei den Kohlenkörben abgelöst worden, hatte ein Bad genommen, sich die Speckerbsen sehr gut schmecken lassen und wollte, bevor er sich in seiner Zwischendeckskoje aufs Ohr legte, ein bißchen frische Luft schnappen.

Suchend schaute er sich um. Sein Anzug stand zu seiner neuen Tätigkeit in engster Beziehung. Er hatte sich von seinen Kameraden ein blaues Hemd, eine blaue Hose und ein Paar Holzpantoffel erhandelt. Eine Mütze trug er nicht. Sein Gesicht war bleich und sein Haar wirr.

So erspähte er Daisy Madison und Hannibal Dudy, wie sie sich wortlos in die Augen sahen.

Schon im nächsten Augenblick erkannte sie in dem Trimmer Walter Funk und erschrak über sein Aussehen so sehr, daß ihr das Herz stehenzubleiben drohte.

Walter Funk zog sich sofort zurück, als er sich von ihr erkannt sah, und suchte seine Koje auf.

Plötzlich schlug eine vertraute Stimme an sein Ohr.

„Na, Sie Trimmer!“ begrüßte ihn Ulrich Schlägli.

„Mach, daß du weiterkommst!“ knurrte Walter Funk schlaftrunken. „Sonst kriegen sie dich noch beim Wickel.“

„Keine Angst!“ meinte Ulrich Schlägli. „Ich schwindle mich schon heraus. Und nun frage ich dich auf Ehre und Gewissen: Mußte das sein?“

„Jawohl! Aber du wirst es nicht begreifen!“

„Und was wird mit Daisy Madison?"

„Sie hat sich ja schon mit dem dämlichen Haifisch-jäger getröstet!"

Ulrich Schlägli stieß sehr hörbar die Luft durch die Nase.

„Und du bist so dumm, ihm das Feld zu räumen."

„Laß mich zufrieden, ich muß jetzt schlafen!" murrte Walter Funk und drehte ihm den Rücken.

Ulrich Schlägli drückte sich. Die Eifersuchtsregung kam ihm zwar völlig unerwartet, aber sie war ein so gutes Zeichen, daß er entschlossen war, sie zu nützen.

Vergeblich schaute er sich nach seiner Verbündeten um.

Hannibal stand wieder an der Schenke und ärgerte sich über die Haifische, die sich offenbar vor diesem deutschen Dampfer fürchteten, und über die Dame aus Boston, die sich vorerst nicht wieder an Deck sehen ließ.

An der Abendtafel fehlte sie.

Ulrich Schlägli pochte endlich an ihre Kammertür und fand sie im Sessel ruhend.

„Ich habe ihn gesehen!" flüsterte sie kraftlos.

„Und ich hab' ihn gesprochen!" lächelte er vergnügt. „Seine augenblickliche Tracht ist nicht schön, aber durchaus zweckentsprechend. Er befindet sich übrigens in einer ausgezeichneten Laune!"

„Wir können ihn unmöglich da unten lassen. Fürchterlich, wenn ich nur daran denke!"

„Gegen seinen Willen kann man keinen Menschen glücklich machen!" versetzte er achselzuckend. „Er geht seinen eigenen Weg, und uns bleibt vorerst nichts

übrig, als ihm durch dick und dünn zu folgen. Ich könnte mich ja, um ihm einen leichteren Posten zu verschaffen, hinter den Obersteward und den Arzt stecken. Aber der Teufel trau' dem Landfrieden! Ein unbedachtsames Wort von dritter Seite, und sein Vertrauen zu mir ist hin. Lassen wir ihn also ganz ruhig bis New York Kohlen trimmen. Das ist eine ganz ehrliche Beschäftigung."

„Ich möchte mich am liebsten ins Meer stürzen!" seufzte sie auf.

„Diese Drohung klingt im Munde der Meisterschaftsschwimmerin von Boston und den umliegenden Staaten nicht besonders bedrohlich! Sobald solche Damen ins Wasser fallen, pflegen sie stets sehr schnell zur Besinnung zu kommen. Ich verzichte hiermit feierlich darauf, Meisterschwimmerinnen, die sich das blaue Band errungen haben, nachzuspringen, schon um mich nicht in die Verlegenheit zu bringen, von ihnen gerettet werden zu müssen. Denn trotz Hannibal Dudy könnte doch zufällig ein Haifisch in der Nähe sein, und unter solchen Umständen ist es nicht ratsam, außenbords zu baden!"

Sie lächelte schwach, und er benutzte die günstige Gelegenheit, sie zu fragen, was sie zu speisen wünschte.

Sie verlangte nur Tee und etwas Gebäck.

Sofort stob er davon und kehrte schon nach wenigen Minuten mit einem reich bestellten Brett zurück.

„Das soll ich alles allein essen?" fragte sie beinahe ängstlich.

„Ich bin nicht abgeneigt, diese versteckte Einladung

anzunehmen, aber nur, wenn Sie mir kräftig Gesellschaft leisten. Es liegt nämlich nicht der geringste Grund vor, den Kopf hängen zu lassen."

So sprach er ihr fortgesetzt Mut zu, legte ihr vor, und sie bezwang ihren Kummer und aß ein paar Bissen. Sogar an dem Rotwein nippte sie.

„Hat er gar nicht nach mir gefragt?" wagte sie sich endlich hervor.

„Offengestanden: Nein! Aber Hannibal Dudy erfreut sich seiner heftigsten Abneigung. Und das läßt tief blicken."

„Das habe ich gleich befürchtet. Was wird er nur von mir denken?"

„Er wird Sie wahrscheinlich für ein etwas flatterhaftes Mädchen halten. Und das ist kein Schaden, im Gegenteil! Das reizt! Und gereizt muß er werden, das kann er als Mann sogar verlangen! Und als Kohlentrimmer wird er dafür besonders empfänglich sein. Es dauert auch nur bis New York. Der Kapitän wird keinen Wert darauf legen, ihn wieder mit zurückzunehmen, also müssen wir ihn in New York von Bord schmuggeln. Das wird seine Schwierigkeiten haben, besonders da man seinem Stolz keinesfalls zu nahe treten darf. In eine Kiste läßt er sich gewiß nicht wieder stecken!"

„Sie haben ihn in eine Kiste gesperrt?"

„Kiste ist ein weiter Begriff! Er hat nämlich von Hamburg bis Southampton in dem kleinen Loch neben Ihrem Badezimmer gesessen!"

„Dort!“ rief sie außer sich und wurde glutrot. „Warum sagen Sie mir das erst jetzt?“

„Weil Sie sich, wenn ich es Ihnen früher verraten hätte, vielleicht gefürchtet hätten, dort zu baden! Ich wollte Ihnen das Vergnügen nicht rauben, denn als Meisterschaftsschwimmerin haben Sie Anspruch darauf!“

„Mein Gott!“ stöhnte sie auf.

„Ich ging von der Erwägung aus,“ entschuldigte er sich, „daß zwei Menschen, die füreinander bestimmt sind, gar nicht nahe genug zusammengepferchtwerden können. Nur hätten Sie etwas später auftreten müssen. Aber der Schaden läßt sich heilen, indem wir Daisy Madison in New York einfach spurlos verschwinden lassen. Zunächst braucht er festen Boden unter den Füßen. Dann erst ist er reif, sich zu verlieben. Jetzt ist er Trimmer. Ich denke ihn als Arbeiter in einer Ihrer Fabriken unterzubringen. Dort lassen wir ihn die Leiter hochklettern, vom Handlanger bis zum Direktor. Dabei können wir ihm so kräftig nachhelfen, wie es seine Tüchtigkeit und sein Argwohn irgendwie zulassen. Und schließlich werden wir ihm Gelegenheit geben, seine Fabrikherrin kennenzulernen. Er wird dann zwar finden, daß sie mit Daisy Madison eine verblüffende Aehnlichkeit besitzt, aber ich werde es ihm gründlich ausreden.“

„Einmal muß er es doch erfahren!“

„Nach der Hochzeit!“ nickte Ulrich Schlägli schmunzelnd. „Aber dann ist meine Verantwortung längst

erloschen, und Sie mögen sehen, wie Sie mit ihm fertig werden. Bis New York bleibt Ihnen Hannibal Dudy."

Sie seufzte nur tief.

Dann räumte Ulrich Schlägli den Tisch ab.

Kaum saß sie wieder in der Laube an Deck, war Hannibal Dudy an ihrer Seite und schwatzte.

Walter Funk kam nicht zum Vorschein.

Er wurde um vier Uhr abgelöst, vertilgte einen kräftigen Schlag Eisbein mit Sauerkohl und kroch in seine Koje.

An diesem Abend trat eine der regelmäßigen Wachverschiebungen ein. Er brauchte nur zwei Stunden zu arbeiten und hatte Ruhe bis morgens um vier, scharwerkte bis acht mit seinen Kohlenkörben und hatte dann acht freie Stunden.

Er legte sich in seine Koje und dachte im Einschlummern an Daisy Madison.

Währenddessen saß Hannibal Dudy bei ihr und prüfte ihre Geduld aufs schwerste. Denn jede seiner Jagdgeschichten glich der anderen. Sie mußte sich alle Mühe geben, um nicht zu gähnen.

Auch war Hannibal Dudy keineswegs ein guter Erzähler. Dazu kam noch, daß er immer zerstreuter wurde. Er dachte nämlich immer heftiger an das Bostoner Preisschwimmen, und schließlich platzte er ganz unvermittelt damit heraus.

„Sie hätten mich nicht daran erinnern sollen!" rief sie abweisend und erhob sich.

„Sie schwimmen wie eine Forelle!" gluckste er und seine Aeuglein schmolzen vor Begeisterung.

„Wenn Sie nicht sofort aufhören, lasse ich Sie allein!“ drohte sie und machte Miene, fortzugehen.

„Verzeihung!“ stammelte er zerknirscht.

„Nun gut!“ lenkte sie ein und blieb, wobei sie sich an die Bordverschanzung lehnte.

In diesem Augenblick tauchte Walter Funk aus dem Zwischendecksniedergang auf. Und ihre Aufmerksamkeit wurde sofort auf das entschiedenste von Hannibal Dudy abgelenkt.

Es war gegen elf Uhr. Walter Funk hatte ausgeschlafen und wollte wieder ein bißchen Seeluft schöpfen. Da ihm die Gesellschaft der osteuropäischen Zwischendecker keineswegs behagte, stieg er, die klappernden Pantoffel an den nackten Füßen, über die eiserne Leiter an Backbordseite zur Heckschanze, unter der die Dampfrudermaschine von Zeit zu Zeit hin und her [illegible].

Hier hockte er sich auf einen der Außenpoller auf Steuerbordseite nieder, steckte sich eine Zigarre an, verfolgte die weißen, vom Luftzug zerwirbelten Rauchwölkchen und ließ sich langsam auf und ab schaukeln.

Zambumbo, Hannibal Dudys Kongoneger, lag nicht weit davon auf dem Bauch, den krausen Kopf über Bord gestreckt und schaute noch immer vergeblich nach Haifischen aus.

„Groß Fisch alle fort!“ jammerte er. „Armer Zambumbo! Massa wird Peitsche nehmen, wenn groß Fisch nicht kommt!“

„Gleich bist du still!“ schnob ihn Walter Funk an und bedrohte ihn mit der Trimmerfaust.

Zambumbo hielt es für geratener, einen größeren Raum zwischen sich und dem neuen Feind zu legen, und kroch achteraus bis zum Flaggenstock.

Walter Funk hatte nämlich an der Steuerbordachterkante des unteren Decks Daisy Madison und Hannibal Dudy gesichtet, und das war der Grund seiner schlechten Laune.

Er hatte nur nötig, sich etwas zu strecken und den Kopf zu wenden, dann hatte er über die Kappe eines Luftschachts hinweg die Sicht bis dort hinauf frei.

Aber er rührte sich nicht. Ein einziger Blick hatte genügt.

Langsam, aber wuchtig und taktmäßig hob und senkte sich das Heck des Dampfers. Die Luft war lind, fast ein wenig schwül, und am blauen Himmel hingen zarte, schimmernde Dunstschleier, die dem Glanz und der Wärme der Mittagssonne nichts zu rauben vermochten.

Walter Funk hockte auf dem Poller, die kalte Zigarre zwischen den Lippen, den Kopf auf die Fäuste, die Arme auf die Knie gestützt, und starrte ingrimmig auf das blauweiße, ewig wechselnde Schraubenwassergestrudel tief unter sich.

Ein ums andere Mal schalt er sich einen Narren. Die Eifersucht wollte trotzdem nicht weichen. Sie war da und blieb und krallte sich hartnäckig immer tiefer in sein Herz.

Daisy Madison stellte sich auf die Zehenspitzen und äugte unauffällig achteraus. Der Luftschacht auf dem Heck war leider im Wege. Nun kam auch noch Ulrich

Schlägli vorbei, winkte sehr deutlich mit den Augen achteraus und trollte sich dann mit dem leeren Teebrett um die Ecke des Rauchsalons.

Das spornte sie noch mehr an, den störenden Luftschacht zu überwinden.

Während Hannibal Dudy umständlich seine Pfeife stopfte, trat Daisy Madison rücklings auf die unterste Stange des Bordgeländers, gab sich einen kräftigen Schwung und saß auf der glatten Verschanzung.

Nun sah sie etwas von ihm.

„Verdammt!" schnaufte Hannibal Dudy ängstlich. „Warum bringen Sie sich in Lebensgefahr?"

„Ich sitze hier so sicher wie Sie in Ihrem Stuhl!" versetzte sie, schlang den rechten Arm um ein an dieser Stelle vom Oberdeck herablaufendes Speigattrohr und umklammerte mit ihren Füßen die mittelste Geländerstange.

„Sie werden hinunterstürzen!" keuchte er außer sich.

„Was macht das? Ich werde wieder aufgefischt. Ich entbinde Sie hiermit feierlichst von der Verpflichtung, mir nachspringen zu müssen."

„Sitzen Sie doch wenigstens still!" flehte er sie an.

Statt dessen beugte sie sich noch weiter außenbords, um besser an der Deckstütze vorbeisehen zu können. Um leichter das Gleichgewicht halten zu können, streckte sie den linken Fuß voraus.

Jetzt begann Hannibal Dudy zu schnaufen wie ein fünfzigpferdiger Bootsmotor. Wie gebannt blieben seine Aeuglein auf der blanken Goldschnalle ihres zierlichen Schuhs haften, der sich ziemlich nahe vor seiner

Nase befand. Dicke Schweißperlen traten auf seine Stirn. Er wagte nicht ein einziges Wort, um sie in dieser halsbrecherischen Stellung nicht zu erschrecken.

Walter Funk rührte sich noch immer nicht; er wußte nicht, daß jemand sehnsüchtig nach ihm ausschaute, um wenigstens einen einzigen Blick von ihm zu erhaschen.

Mit einem tiefen Seufzer zog sie endlich den Fuß zurück und lehnte sich fest gegen das Speigattrohr, das sie mit beiden Armen umschlang. So blieb sie sitzen.

Hannibal Dudy drosselte seinen Motor ab.

Aber er mußte es nun büßen, daß Walter Funk sich nicht vom Fleck rühren wollte.

„Nun, Herr Dudy, fahren Sie fort!" forderte sie ihn auf.

Es klang aus ihren Worten ein merkwürdig aufreizender Ton.

Dabei äugte sie immer wieder nach dem Heck hinüber, obschon sie von Walter Funk in dieser Stellung nur den blonden, verwirrten Scheitel sehen konnte.

Hannibal Dudy aber stoppte nun den Motor völlig und setzte eine höchst gekränkte Miene auf.

Plötzlich beugte sie sich wieder außenbords. Walter Funk hatte sich mit der Hand über Scheitel und Stirn gestrichen.

Hannibal Dudy verfiel sofort in seine alte Unruhe, nur packte sie ihn jetzt in gesteigertem Maße.

In diesem Augenblick aber gefiel es der sonst so bedächtigen „Niagara" die die ganze Zeit über getreulich und genau vom Heck zum Bug geschaukelt hatte,

infolge einer heimtückischen Dünungswoge scharf nach Steuerbord überzuholen.

Dadurch verlor Daisy Madison den Halt und stürzte über Bord.

Aber sie bekam ihren Körper sofort in Gewalt und schoß wie ein gestreckter Pfeil in die Wogen.

„Mann über Bord!" brüllte Hannibal Dudy wie ein getroffener Tiger, rappelte sich mühsam hoch und warf den nächsten Rettungsring über Bord.

Mit dieser doppelten Beschäftigung fuhr er fort, indem er um beide Decks raste, bis ihm kein Rettungsring mehr erreichbar war.

Walter Funk hörte nur den ersten Ruf. Er fuhr auf, erkannte den Schreihals und wußte sofort, wen es zu retten galt. Er sah den ersten roten Ring achteraus treiben und entdeckte weiter ab einen dunklen Punkt in den schäumenden Wogen. Das war sie! Ein Arm winkte ihm. Da warf er die Holzpantoffeln von den Füßen, flankte mit einem Satz über das Geländer, stand einen Augenblick außenbords, hob die Arme, preßte die Handflächen fest aufeinander und schoß im Hechtsprung in das milchweiße Gestrudel hinab.

Zambumbo schlug vor Schreck mit Armen und Beinen um sich. Dann fing er an zu brüllen.

Gerade als sich Walter Funk zum Sprunge bereitgemacht hatte, war Ulrich Schlägli mit zwei Dutzend Tassen voll dampfender Kraftbrühe aus dem Anrichteraum getreten.

„Mann über Bord!" schrie ihm Hannibal Dudy mitten ins Gesicht.

Ulrich Schlägli sah Walter Funk in der Tiefe verschwinden. Blitzschnell und unter tollem Geklirr sausten die vierundzwanzig Ober- und Untertassen an Hannibal Dudys Füßen vorbei und schlitterten fünf Meter weit über die glatten Decksplanken. Mit einem Griff entledigte sich Ulrich Schlägli seiner Jacke, mit dem zweiten riß er Kragen und Oberhemd auf, der dritte und vierte befreite ihn von seinen Schuhen.

Und alsobald zischte er Kopf voraus und mit wohlabgestimmtem Ueberschlag steuerbordwärts durch die Luft und in die Wogen, daß sie hoch aufspritzten.

„Drei Mann über Bord!" keuchte Hannibal Dudy mit versagender Stimme.

Das alles hatte sich im Laufe weniger Augenblicke abgespielt. Der Obersteward stürmte zur Brücke hinauf. Doch der erste Offizier hatte bereits die Steuerbordmaschine auf volle Kraft rückwärts drehen lassen. Die „Niagara" holte herum.

Jakob Klöhn geriet zwar völlig aus dem Häuschen, was ihn aber nicht hinderte, sofort die nötigen Befehle zu geben, daß die kleine Rettungsrolle wie am Schnürchen ablief.

„Dreimal verflucht und zugenäht!" tobte er auf der Brücke und riß das Glas an die Augen. „Ist denn auf dieser Reise der Teufel los! Wer ist denn da über Bord gegangen!"

„Fräulein Madison!" meldete der Obersteward.

„Gottsverdoria!" fluchte er weiter, denn er war ein vierundfünfzigjähriger Junggeselle. „Immer und immer diese verrückten Weiber!"

Dabei starrte er angestrengt durchs Glas, während die „Niagara" ihren kleinsten Kreis nahezu vollendete und der erste Offizier beide Maschinen langsam voraus drehen ließ, da das Schiff bereits auf dem alten Kurs einschwenkte.

„Das ist ja ein Mann!" schrie plötzlich der Kapitän und setzte das Glas ab. „Der Kerl schlägt ja förmlich Rad im Wasser!"

„Das ist der Decksteward!" sprach der Obersteward. „Und einer von den Heizern soll auch nachgesprungen sein!"

„Das freut mich!" rief Jakob Klöhn aufatmend.

Dann überzeugte er sich, daß die Rettungsjolle klar zum Niederfieren in der Höhe der unteren Promenadendecksverschanzung auf der Steuerbordseite hing. Der zweite Offizier saß am Ruder und wartete auf den Pfiff, die Matrosen hielten die acht Remen senkrecht und gut ausgerichtet in die Höhe.

„Ich muß mit!" keuchte Hannibal Dudy plötzlich und stürzte, das drohende Donnerrohr in der Faust, an die Verschanzung. „Ich werde die Haifische totschießen!"

„Fiert weg!" kommandierte Jakob Klöhn von oben und der erste Offizier stieß in die Trillerflöte.

Augenblicklich senkte sich das Boot ohne Hannibal Dudy in die Tiefe.

Die Blöcke wurden ausgepickt, die acht Remen griffen mächtig ein, und das Boot schoß davon.

Die „Niagara" lag endlich still.

Walter Funk war sofort von den durch die beiden

Schrauben aufs höchste empörten Wassern gepackt worden. Hin und her, auf und ab wurde er geworfen, daß er überhaupt nicht mehr wußte, wo oben und unten war. Aber er fühlte, daß sich die Schrauben rasch von ihm entfernten. Zweimal nach oben gestoßen, wurde er sofort wieder in die Tiefe gewirbelt, doch als er zum drittenmal Luft bekam, raffte er alle Kräfte zusammen, und es gelang ihm, sich an der Oberfläche zu halten. Aber erst nach einigen Minuten schwersten Ringens vermochte er sich umzusehen.

Eine Woge hob ihn hoch. Da sah er im Wellental einen roten Rettungsring tanzen. Er peilte nach der Sonne und hielt auf den Ring zu. Noch ehe er ihn packen konnte, bemerkte er weiter drüben den zweiten.

Nun wußte er die Richtung. Hastig arbeitete er sich voraus.

Er erreichte bald den dritten Ring, streifte ihn über, hob sich so weit als möglich aus dem Wasser und stieß mit Aufbietung seiner gesamten Lungenkraft einen durchdringenden Schrei aus.

Und sofort erhielt er Antwort, etwas abseits von der Richtung, in der er gesucht hatte.

„Hallo!" klang es schwach, aber deutlich genug von drüben, durchaus nicht schüchtern und ängstlich, sondern ganz sicher und fast vergnügt.

Und nun erblickte er sie, hoch oben auf dem Kamm einer Woge. Im nächsten Augenblick verschwand sie. Dann fühlte er sich wieder gehoben und sah tief unter sich.

Er war wohl ein geschickter, aber kein ausdauernder

Schwimmer. Die letzten hundert Meter wurden ihm sehr sauer, besonders da er infolge seiner zunehmenden Erschöpfung den Ring nicht fahren lassen wollte.

Wieder tauchte sie vor ihm auf. Sie hing in dem ersten Rettungsring wie in einer Schaukel.

Wie eine Wassernixe winkte sie ihm zu.

Dieses sorglose Winken verdroß ihn, da es seine Anstrengungen als überflüssig erscheinen ließ. Und da er inzwischen wirklich am äußersten Rande seiner Kraft angelangt war, hörte er auf zu schwimmen.

In einer Entfernung von etwa zwanzig Meter hingen sie in den Ringen und ließen sich eine ganze Weile schaukeln.

„Hallo!" rief sie endlich durch die zum Sprachrohr gekrümmten Hände. „Warum kommen Sie nicht heran?"

„Kommen Sie doch hierher!" rief er keuchend zurück. „Es ist hier genau so naß wie dort."

Da fuhr ihm ein Wogenkamm sehr salzig, sehr unwirsch und unerwartet über den Mund, daß er das Salzwasser in weitem Bogen von sich sprudelte. Da sie die Brise im Rücken hatte, kam sie bei diesen Ueberfällen, die sich alle fünf bis sechs Sekunden ständig wiederholten, bedeutend glimpflicher davon.

Ich mache als Lebensretter eine sehr dumme Figur! dachte er wütend und spuckte weiter um sich.

„So kommen Sie doch hierher, wenn Sie mich retten wollen!" lockte sie wieder und hob die Arme nach ihm.

„Es ist mir nicht im Traume eingefallen, Sie retten

zu wollen!" schrie er, ehe ihn der nächste Wogenkamm überflutete, und fuhr dann sehr deutlich fort: „Ich bin über Bord gefallen! Hoffentlich haben Sie das verstanden."

„Jawohl, mein Herr!" erwiderte sie. „Ganz wie Sie wünschen. Dann gehört es sich aber, daß Sie sich retten lassen, und zwar, da augenblicklich kein anderer in der Nähe ist, von mir!"

Sie paddelte sich sehr geschickt heran und griff nach der Tauschlinge seines Ringes.

„So!" nickte sie. „Jetzt habe ich Sie gerettet!"

„Danke!" versetzte er äußerst kühl.

„Es scheint Ihnen nicht viel daran zu liegen?" fragte sie schmollend und ließ das Tau fahren.

„Mir ist durchaus nicht zum Scherzen zumute!" fuhr er sie an. „Wenn Sie in dieser Lage Komödie spielen können, ich vermag es nicht! Haben Sie denn keine Furcht?"

„Ein wenig!" seufzte sie und schaute zum Dampfer hinüber, der eben beidrehte. „Aber sie werden ein Boot zu Wasser lassen!"

„Vorausgesetzt, daß sie uns finden!"

„Sie sind nicht sehr höflich!"

„Ich habe weder als blinder Passagier noch als aushilfsweise beschäftigter Trimmer irgendwelche Verpflichtung übernommen, besonders höflich zu sein!" sprach er, zuletzt sehr rasch, um diesen schöngebauten Satz vor der heranrollenden Woge in Sicherheit zu bringen.

„Oh, Sie sind gar kein Trimmer!" erwiderte sie

hastig. „Sie sind etwas ganz anderes. Ich weiß, wer Sie sind!"

„Das wissen Sie?" rief er, aufs höchste überrascht von einem stark aufquellenden Argwohn, den er aber sofort erstickte, weil er ihm völlig grundlos und darum sehr lächerlich erschien. „Nun, wer bin ich? Ich bin bereit, es zu hören!"

„Sie sind —!" stotterte sie unsicher.

Wenn ich ihm sage, wer er in Wahrheit ist, dachte sie ängstlich mit angespannten Fibern, dann werde ich alles verraten und er wird sich auf immer von mir wenden.

Zum Glück kam wieder eine besonders heftige Woge.

„Was bin ich?" lächelte er, wobei er sich vorbeugte und sie durchdringend ansah.

Sie konnte ihre Verwirrung nicht mehr verleugnen. Um so reizender erschien sie ihm, und er mußte mit aller Gewalt an sich halten, um sie nicht in seine Arme zu reißen.

Sie schien diese nahe Bedrohung sehr deutlich zu fühlen, dachte herzhaft an Ulrich Schlägli und fand einen Ausweg.

„Sie sind — ein Verbrecher!" rief sie aufatmend, schwamm schnell ein paar Schläge von ihm ab und sprudelte mehr hastig als munter heraus: „Sie haben etwas auf dem Gewissen. Sie sind aus Deutschland geflohen und werden verfolgt!"

Das war denn doch zu toll!

Seine guten Vorsätze bekamen einen bedenklichen Stoß.

Er vergaß für ein paar Augenblicke wirklich, wo er war, und lachte auf.

Sie ruderte daraufhin noch weiter von ihm weg.

„Ha!" rief er und begann den Zwischenraum mit kräftigen Stößen zu überwinden. „Ich bin zwar noch kein Verbrecher, aber ich befinde mich auf dem besten Wege dazu, einer zu werden. Ich hätte die größte Lust, auf der Stelle ein kleines Verbrechen zu begehen!"

Damit haschte er nach der Tauschlinge ihres Ringes.

„Lassen Sie los! Lassen Sie los!" flehte sie ihn an.

Heimlich dachte sie: Wenn er mich jetzt in die Arme nimmt, dann werde ich es ihm sagen, selbst auf die Gefahr hin, daß ich ihn auf immer verliere.

Eine daherrauschende Woge wirkte verzögernd. Er mußte die Tauschlinge wieder fahren lassen.

Wenn auch ihr Ton ihn wegzuscheuchen versuchte, ihre Augen konnten nicht lügen. Und von neuem griff er die Tauschlinge.

„Wissen Sie auch, an wem ich jetzt ein Verbrechen begehen möchte!" rief er keuchend an ihrem Ohr.

Schon schloß sie die Augen, bezwungen von ihrer Liebe und seiner Kraft. Ihr Haupt neigte sich gegen seine Schulter, und ihr Mund blühte ihm wie eine junge Rose entgegen.

Patsch! Pardauz! kam von achtern her ein Rettungsring angesaust, riß sie auseinander, und zwischen ihnen tauchte der Strubelkopf Ulrich Schläglis empor.

Krebsrot war sein Gesicht, er spie Salzflut in ganzen Wasserfällen von sich.

„Gott sei Dank!" stöhnte er auf und zog sich die beiden Rettungsringe über den Kopf.

Von der Störung, die er verursacht hatte, wußte er nicht das geringste. Kaum hatte er sich etwas erholt, quirlte er wie toll in seinen Ringen herum, turnte darin hoch, zog sich die Weste aus und schwenkte sie wie einen Scheuerlappen um seinen Kopf. Diese auf-

sehenerregende Tätigkeit setzte er so lange fort, bis sich ein paar schrille Flötentöne meldeten. Nun schoß das Boot endlich heran.

Zwei Minuten später waren sie alle drei nebst den vier Rettungsringen im trockenen. Der zweite Offizier legte Daisy Madison einen Oelmantel um, Ulrich Schlägli zog sich die Weste wieder an und verlangte eine trockene Zigarette. Der Zimmermann gab sie ihm und fischte auf dem Rückweg die von Hannibal Dudy verstreuten Rettungsringe auf.

Walter Funk saß im Bug und sah von Daisy Madison, die sich sehr lebhaft mit dem Schiffsoffizier unterhielt, nur die glänzendschwarze Oelmantelkappe.

Sie ist doch ein leichtsinniges Geschöpf! dachte er.

Eine Viertelstunde später wurde das Boot mit sämtlichen Insassen an Bord geheißt, und bald strebte die „Niagara" mit dreiviertelstündiger Verspätung und voller Kraft auf ihrem alten Kurs nach Westen weiter.

Als das Boot an der Verschanzung des unteren Promenadendecks vorüberkam, wo sich die Kammerfahrgäste drängten, stand Hannibal Dudy und zog die Mütze. Beim oberen Promenadendeck sprang Ulrich Schlägli binnenbords, ohne erst um Erlaubnis zu fragen. Auf dem Bootsdeck erwartete Jakob Klöhn die Schiffbrüchigen, froh, daß alles so gut abgelaufen war.

Während er sich an Daisy Madison wandte, schlüpfte Walter Funk unbemerkt davon.

Er kroch in seinen alten Anzug, hängte die nassen Kleider zum Trocknen auf und warf sich in die Koje mit dem festen Vorsatz, nicht mehr an diese Amerikanerin zu denken.

Schließlich, kurz bevor er einschlief, war er geneigt, sie für eine Dame vom Theater zu halten.

Ulrich Schlägli aber war schon wieder auf den Beinen, ließ sich von Vorgesetzten und Bekannten die Hand schütteln, tat unerschütterlich seine Pflicht und erntete überaus reichliche Trinkgelder.

Nur Hannibal Dudy drückte ihm nicht die Hand. Er gab ihm auch kein Trinkgeld. Der ganze Vorgang hatte ihn so sehr aus dem Gleichgewicht gebracht, daß er zunächst genug mit sich selbst zu tun hatte.

Daisy Madison aber lag auf Befehl des Schiffsarztes im Bett, denn sie hatte sich doch ein bißchen erkältet.

VIII.

Als Walter Funk um vier Uhr im Heizraum erschien, stand da der leitende Ingenieur.

„Sie sollen sofort zum Kapitän kommen!" befahl er ihm in kurzem, wenn auch nicht gerade unfreundlichem Tone.

Walter Funk runzelte die Brauen.

„Ich soll?" versetzte er gedehnt, aber durchaus unfreundlich. „Wer mich zu sprechen wünscht, der mag sich zu mir bemühen."

„Der Kapitän ist Ihr Vorgesetzter!" suchte ihn der Ingenieur mit geschärfter Stimme aufzuklären.

„Der Kapitän", belehrte ihn Walter Funk, „befindet sich anscheinend in dem Irrtum, sich für meinen Vorgesetzten zu halten. Ich leiste hier meine Arbeit frei-

willig. Einer höflichen Bitte wäre ich vielleicht nachgekommen. Einem Befehl bin ich unzugänglich!“

Damit ließ er den Ingenieur stehen und kroch mit einem leeren Kohlenkorb in den Gang hinein, wo er seinen Platz von dem älteren Trimmer, den er vor einigen Tagen abgelöst hatte, bereits besetzt fand.

„Na!“ begrüßte er ihn gemütlich, „kommst du mir helfen?“

„Ruh dich nur aus!“ meinte Walter Funk und griff nach dem vollen Korbe.

Der Alte ließ sich das nicht zweimal sagen, hockte sich in eine stille Ecke nieder, schob einen Priem zwischen die Zähne und dröselte ein.

Als Walter Funk den Korb vor den Feuern ausschüttete, stand der Ingenieur noch immer da.

Walter Funk kümmerte sich nicht um ihn und tat eifrig seine Arbeit.

Beim dritten Korb trat ihm der Ingenieur in den Weg.

„Sie, hören Sie mal!“ sprach er wohlwollend. „Ich würde an Ihrer Stelle doch zum Kapitän gehen. Er meint es gut. Sie haben doch schließlich etwas geleistet, was Anerkennung verdient.“

Walter Funk zuckte nur die Achseln.

Das war für den Ingenieur doch zu starker Tobak. Er lief mit äußerster Kraft voraus zum Kapitän und meldete den Vorfall.

„Der Mann muß sofort aus dem Heizraum entfernt werden“, verlangte er heftig.

„Komischer Kerl!“ lachte Jakob Klöhn bedächtig und strich sich langsam über die spiegelblanke Glatze. „Na, dann setzen Sie ihn doch an die Luft!“

Mit erhöhter Geschwindigkeit kehrte der Ingenieur

zum Heizraum zurück und faßte Walter Funk ab, als er gerade den zwölften Korb leerte.

„Sie haben sofort den Heizraum zu verlassen!" schnauzte er ihn heftig an. „Ich kann hier unten solche aufsässige Leute, wie Sie sind, nicht gebrauchen!"

„So?" versetzte Walter Funk gelassen. „Auch Sie wollen mir Befehle erteilen?"

„Wo steckt die andere Nummer zwei?" brüllte der Ingenieur und wollte in den Gang vorstoßen.

„Der Mann schläft!" sprach Walter Funk und verwehrte ihm den Eintritt. „Ich wünsche nicht, daß er geweckt wird. Ich habe die Wache für ihn übernommen."

„Sie werden noch von mir hören!" schnaubte der Ingenieur erbost, wobei er ihm mit dem gestreckten Zeigefinger bedrohte, und verschwand.

Lächelnd griff Walter Funk nach dem leeren Korbe.

Die Heizer grinsten belustigt

Sofort sauste der Ingenieur wieder zum Kapitän.

„Sieh mal an!" knurrte Jakob Klöhn ärgerlich. „Das ist ja ein ganz gefährlicher Bursche! Sehen Sie zu, wie Sie ihn los werden. Und morgen bei der Runde werde ich ihn mir mal vor die Weste knöpfen. Man muß ihn doch noch zur Rettungsmedaille vorschlagen."

„Der ist fähig und lehnt sie ab!" erwiderte der Ingenieur. „Außerdem soll er was auf dem Kerbholz haben."

„Dummes Zeug!" wehrte Jakob Klöhn ab. „Ein Verbrecher springt nicht über Bord, um jemanden zu retten. Sehen Sie zu, wie Sie im guten mit ihm fertig werden!"

Als Walter Funk kurz nach acht Uhr vom Maschinen-

raum über den Gang zum Achterdeck kam, stand der Ingenieur in der Tür.

„Bitte, kommen Sie herein!" sprach er sehr höflich.

Walter Funk zögerte ein wenig, der Ingenieur drückte hinter ihm die Tür zu.

„Ich habe Ihnen mitzuteilen," begann er förmlich, „daß der Kapitän beschlossen hat, auf Ihre weitere Arbeitsleistung zu verzichten Der Zutritt zum Maschinenraum ist Ihnen also nicht mehr gestattet. Sie dürfen ohne Entgelt an der Zwischendecksverpflegung teilnehmen."

„Ich lasse mir nichts schenken!" stieß er heraus.

„Von Schenken ist hier nicht die Rede!" fuhr der Ingenieur vorsichtig fort. „Sie haben gearbeitet, und zwar sehr fleißig. Sobald wir in New York sind, ist die Rechnung beiderseits beglichen. Ich bin sogar bereit, Ihnen ein Zeugnis auszustellen."

„Danke!" schnitt ihm Walter Funk das Wort ab, und draußen war er.

Er nahm ein Bad, seifte sich den Kohlenstaub gründlich vom Leibe, band sich im Zwischendeck den weißen Kragen um und erklomm die Treppe zum untersten Kajütengang auf Steuerbordseite.

Natürlich lief er hier dem Obersteward in die Hände.

„Was wollen Sie hier?" schnauzte er ihn an.

„Guten Tag!" nickte Walter Funk und ließ ihn stehen.

Der Obersteward folgte ihm mit den Augen und sah, daß Walter Funk an die Kammertür des Deck-

stewards klopfte. Und da ihn niemand zum Eintreten aufforderte, drückte er die nicht verschlossene Tür auf. Ulrich Schlägli war nicht anwesend.

Jetzt nickte der Obersteward befriedigt und eilte davon, seinen Decksteward zu suchen.

Walter Funk schloß die Tür, legte sich in die Koje und schlief sofort ein.

Der Obersteward fand Ulrich Schlägli nicht, denn der saß vor Daisy Madisons Bett und machte ihr ernste Vorwürfe über ihre Unbesonnenheit.

„Aber wie kommen Sie nur darauf, Herr Schlägli!" rief sie schmollend. „Ich bin wirklich nicht über Bord gesprungen. Es hätte doch nur einen Sinn gehabt, wenn ich genau gewußt hätte, daß er mir auf jeden Fall nachspringen würde. Das wußte ich doch nicht. Ich gebe zu, daß ich einen Augenblick mit diesem Gedanken gespielt habe, und da geschah das Unglück. Es war meine Strafe."

„Sie haben nicht nur sich selbst," sprach Ulrich Schlägli warnend, „sondern auch ihn in Lebensgefahr gebracht. Von mir ganz abgesehen!"

„Aber Sie hätten doch gar nicht nachzuspringen brauchen!"

„Und mein Auftrag?"

„Wenn Sie nicht dazwischengekommen wären, säße er vielleicht schon hier an Ihrer Stelle."

„Wahrscheinlich säße er noch dichter bei Ihnen! Vielleicht lägen Sie schon jetzt in seinen Armen!"

„Oh! Hören Sie auf!" murmelte sie errötend und schlug die Augen nieder.

„Oder glauben Sie, er wäre der Mann, seine

Geliebte nachträglich zu heiraten? Dazu steckt er noch viel zu tief in den Vorurteilen seines hochgeborenen Standes. Der Zufall ist Ihnen und mir zu Hilfe gekommen in Gestalt eines roten Rettungsringes. Sie hätten für das Glück Ihres Lebens nur einen schnellen kurzen Rausch eingetauscht."

Sie atmete schwer und schwieg.

„Und was wäre dann aus mir geworden?" fuhr er fort. „Wenn dieser unvorhergesehene Zwischenfall zu einer Aufdeckung des ganzen Zusammenhangs geführt hätte. Der Zwiespalt zwischen Vater und Sohn hätte sich ins Uferlose verbreitert. So geht's keinesfalls weiter! Solchen gefährlichen Zwischenfällen dürfen wir uns nicht wieder aussetzen. Und deshalb müssen Sie in New York von der Bildfläche verschwinden!"

„Und wenn ich es nicht tue?" begehrte sie auf.

„Dann verschwinde ich mit ihm!" versetzte er lächelnd.

„Aber ich muß ihm doch meinen Dank aussprechen!"

„Das überlassen Sie mir! Am liebsten würde ich Ihnen Bettruhe bis New York verordnen."

Damit schlüpfte er hinaus, und platzte so rasch und heftig in seine Kammer hinein, daß Walter Funk sofort aus dem Schlafe fuhr.

„Nanu!" rief Ulrich Schlägli verblüfft. „Was machst du denn hier?"

Walter Funk lächelte und erzählte ihm den Zusammenstoß mit dem Ingenieur.

„Also willst du wieder den blinden Passagier spielen?" sagte Ulrich Schlägli kopfschüttelnd. „Und

hier in meiner Kammer öffentlich vor allem Volk! Ich komme doch sofort in den falschen oder vielmehr in den richtigen Verdacht, dein Helfershelfer zu sein!"

„Das tut mir leid, aber ich kann's nicht ändern."

„So!" rief Ulrich Schlägli fast erbost. „Und das nennst du Freundschaft?"

„Nenn's, wie du willst!" versetzte Walter Funk achselzuckend. „Ich gehe gerade durch und spiele keine Komödie mehr. Der Obersteward hat mich übrigens hier hereingehen sehen."

Ulrich Schlägli stürzte sofort zum Obersteward.

„Wo stecken Sie denn?" rief ihm der schon von weitem entgegen. „Der Verbrecher räumt Ihnen unterdessen Ihre Kammer aus. Er braucht nicht mehr zu trimmen. Der Ingenieur hat ihn an die Luft gesetzt. Alle Achtung, den haben Sie gut eingewickelt. Ist er denn schon einmal auf Ihrer Kammer gewesen?"

„Aber natürlich!" flüsterte Ulrich Schlägli wie ein Verschwörer. „Von Hamburg bis Southampton. Bloß verraten Sie mich nicht. Ich habe mich schon in Hamburg mit ihm angefreundet. Er hatte kein Geld. Und wenn ich die Ueberfahrt für ihn bezahlt hätte, hätte er sofort Lunte gerochen. Es blieb mir also nichts anderes übrig, ich mußte ihn als blinden Passagier verfrachten."

„Warum haben Sie ihn denn nicht sofort in Hamburg festgenommen?"

„Und die gestohlenen Gelder? Und die Beweise? Erst muß ich ihm doch die Würmer aus der Nase ziehen!"

„Sieh mal an!“ entfuhr es dem Obersteward voller Bewunderung. „Sie sind ein sehr tüchtiger Beamter.“

„Das bringt mein Geschäft so mit sich!“ schmunzelte Ulrich Schlägli geschmeichelt. „Ich denke, wir lassen es beim alten. Er bleibt in meiner Kammer, und ich verpflege ihn unter der Hand. Für mich wird sich wohl ein anderes Plätzchen finden.“

„Aber sicher, sicher, Herr Schlägli!“ beeilte sich der Obersteward zu beteuern. „Wird gemacht. Sie haben ja nun den Kerl fest in der Hand. Die Belohnung ist uns sicher. Sorgen Sie nur dafür, daß er nicht etwa hier an Deck kommt.“

„Ich werde es zu verhindern wissen!“ rief Ulrich Schlägli und eilte zu Walter Funk zurück.

„Das hätten wir geschafft!“ rief er vergnügt. „Der Obersteward will ein Auge zudrücken, weil du die Amerikanerin gerettet hast. Du schläfst hier, ich bring' dir Essen und Trinken. Wenn du Luft schnappen willst, gehst du eben aufs Achterdeck. Hauptsache ist, daß du möglichst wenig auffällst. Wir kommen jetzt in den Golfstrom, kriegen schlechtes Wetter, da läßt sich an Deck doch kein Hund sehen. Und was die Amerikanerin betrifft —“

Hier zögerte er plötzlich, um den Eindruck auf Walter Funk abzuwarten.

Aber der rührte sich nicht und schaute stumm und steif vor sich hin.

„Na, du sagst ja gar nichts?“

„Die Amerikanerin kann mir gestohlen bleiben!“

„Aber warum denn nur?“

„Nicht mal danke hat sie gesagt!" versetzte Walter Funk grimmig.

„Mein Gott!" lachte Ulrich Schlägli. „Sie liegt doch zu Bett. Total erkältet. Influenza im Anzuge."

„So so!" knurrte Walter Funk schon weniger gleichgültig. „Dann hätte sie wenigstens einen anderen damit beauftragen können."

„Ja, mein Junge!" rief Ulrich Schlägli eifrig. „Du bist ja nicht zum Kapitän gegangen! Er wollte sicher mit dir eine Flasche Portwein trinken."

„Dann hätte er mich höflicher einladen sollen!" meinte Walter Funk in versöhnlichem Tone: „Nun gut, ich nehm' es als geschehen."

„Mein Gott!" seufzte Ulrich Schlägli. „Was hast du eigentlich gegen sie? Wenn du sie schon nicht leiden magst, warum bist du ihr denn nachgesprungen?"

„Was soll das heißen!" fuhr Walter Funk auf. „Hast du denn den blödsinnigen Gedanken noch immer nicht aufgegeben?"

„J, wo werd' ich denn?" lachte Ulrich Schlägli eigensinnig. „Das ist sozusagen ein ganz besonderer Lieblingsgedanke von mir. Zum Heiraten gehören freilich immer zwei. Aber wie oft ist es schon vorgekommen, daß eine reiche Erbin einen armen Teufel mit ihrer Hand beglückt hat, nur weil er zufällig gut schwimmen konnte."

„Dummes Zeug!" fiel ihm Walter Funk ins Wort. „Deine Voraussetzungen treffen nicht zu. Ich sehe wohl aus wie ein armer Teufel und sie wie ein reiches

Mädchen, beides braucht aber nicht der Wirklichkeit zu entsprechen."

„Aber erlaub' mal! Sie hat eine Luxuskammer, das kann sich doch nur jemand leisten, der ein paar wirkliche Millionen hinter sich hat."

„Ein paar lumpige Millionen!" warf Walter Funk leicht hin.

„Oho!" begehrte Ulrich Schlägli auf.

„Wiederum", fuhr Walter Funk eigensinnig fort, „habe ich, wenn ich dir auch als armer Teufel erscheine, gerade bei der Wahl meiner Frau sehr große Rücksichten zu nehmen."

„O Schreck!" rief Ulrich Schlägli und patschte sich ungläubig auf beide Knie. „Das ist ja ganz was Neues! Das mußt du mir erzählen, Menschenskind!"

„Ich denke nicht daran!" versetzte Walter Funk und biß sich auf die Lippen, denn er ärgerte sich bereits, zuviel gesagt zu haben

„Ein bißchen mehr Vertrauen hätte ich schon verdient!" sprach Ulrich Schlägli mit der Miene des tiefgekränkten Freundes. „Wenn du schon aus einer so vornehmen Familie stammst, warum reißt du dann nach Amerika aus?"

„Eben gerade darum!" beharrte Walter Funk auf seinem Trotz.

„Na schön!" gab Ulrich Schlägli klein bei. „Du kannst dich aus gewissen Gründen nicht an irgendein beliebiges Mädchen binden. Ich bitte dich: Daisy Madison! Ein Präsident hat mal so geheißen. Sie stammt sicher aus einer reichen, vornehmen Familie."

„Möglich!" versetzte Walter Funk. „Ich vermute vielmehr, daß sie vom Theater ist. Sie kann jedenfalls vorzüglich Komödie spielen!"

„Ich spiel' auch gut Komödie und bin trotzdem nicht vom Theater!" trumpfte Ulrich Schlägli auf.

„Das ist mir ganz gleichgültig!" schnitt Walter Funk heftig diese Erörterung ab. „Ich lasse keinesfalls mit mir spielen. Dazu mag sie sich Dümmere aussuchen, wie zum Beispiel diesen verblödeten Haifischbändiger!"

Aha! schmunzelte Ulrich Schlägli innerlich. Angebissen hat er trotzdem, und das ist allemal die Hauptsache!

Dann holte er von der Bar eine Kanne Münchener und eine Handvoll gute Zigarren.

„Wohlsein!" rief er vergnügt, stieß mit Walter Funk an, trank und setzte das Glas heftig auf den Tisch. „Nun sag' mir mal, was gedenkst du in New York anzufangen?"

„Ich werde eine Fabrik gründen!" erwiderte Walter Funk nach längerem Nachdenken.

„Hui!" fuhr Ulrich Schlägli belustigt auf. „Junge, du gehst ja gleich aufs ganze! Aber das gefällt mir! Was soll denn das für eine Fabrik werden?"

„Es kommt nur ein allgemeiner Verbrauchsstoff in Frage, mit dem ein möglichst schneller und großer Umsatz zu erzielen ist!"

„Stiefelwichse!" schlug Ulrich Schlägli vor.

„Warum nicht!" versetzte Walter Funk leichthin.

„Aber wie willst du die Sache deichseln?"

„Unter hunderttausend Dollar fang' ich nicht an!"

„Mensch!" rief Ulrich Schlägli ganz entsetzt. „Und das sagst du so! Hunderttausend Dollar! Davon wag' ich überhaupt nicht zu träumen."

„Deshalb bist du auch bis jetzt auf keinen grünen Zweig gekommen!" sprach Walter Funk kühl. „Hunderttausend muß ich wenigstens haben."

„Mir wird schwindlig!" stöhnte Ulrich Schlägli kläglich und hielt sich am Bierkrug fest. „Wie willst du denn die herbeischaffen?"

„Ich arbeite einen genauen Plan aus! Die einzige Schwierigkeit ist, über die ersten Wochen hinwegzukommen. So etwas kann man nicht aus dem Aermel schütteln. Dazu gehört Zeit. Deshalb mußte ich für den Anfang auf ein paar hundert Dollar rechnen können, um mich meinem Vorhaben ungestört widmen zu können."

„Ein paar hundert Dollar!" rief Ulrich Schlägli wegwerfend. „Das wäre ja gelacht, wenn wir das nicht schaffen könnten. Du studierst, und ich arbeite. Bis du deine Geldleute gekapert hast, sorg' ich für dich, dann sorgst du für mich. Ich glaube, ich mach' dabei noch ein gutes Geschäft."

„Du glaubst an mich?" rief Walter Funk froh.

„Muß ich denn nicht!" erwiderte Ulrich Schlägli begeistert. „Du sollst deine Fabrik kriegen, und wenn ich mir das Fell von den Fingern arbeiten muß, ich bin lange genug zwischen Hamburg und New York als Decksteward gefahren und habe manchen Dollarkönig begönnert. Bei denen werde ich mal anklopfen."

„Als Decksteward?" fragte Walter Funk und machte ein sehr bedenkliches Gesicht.

„Na, so blau!" lachte Ulrich Schlägli. „Für wie dumm hältst du mich denn? Ich hab' inzwischen eine Erbschaft gemacht und bin mindestens Rittergutsbesitzer geworden. Ich werde für dich das Blaue vom Himmel herunterschwindeln."

„Treib's nur nicht zu toll!" lächelte Walter Funk und drückte ihm herzhaft die Hand. „Du bist doch ein braver Kerl, ich freue mich, dich kennengelernt zu haben."

Ulrich Schlägli winkte verschämt ab.

Dann entwickelte er ihm seinen Plan.

„Zellulose?" fragte Ulrich Schlägli wißbegierig. „Was ist denn das für Dreck?"

Nun hielt ihm Walter Funk einen langen Vortrag über diesen durchaus merkwürdigen Stoff und warf mit Formeln und Fachausdrücken um sich, daß Ulrich Schlägli fast die Augen übergingen.

Bis tief in die Nacht hinein saßen sie zusammen, schmiedeten an ihrer amerikanischen Zukunft und tranken immer noch eins.

„Oho!" lallte Ulrich Schlägli endlich mit schwerer Zunge. „Jetzt hab' ich die nötige Bettschwere. Wird auch nötig sein heute, wo ich nebenan in der Kammer für blinde Passagiere schlafen muß."

„Was?" fuhr Walter Funk auf. „Du willst hier nebenan schlafen, neben dem Badezimmer?"

„Na freilich!" lachte Ulrich Schlägli ausgelassen. „Hast du vielleicht etwas dagegen?"

„Allerdings!" rief Walter Funk mit schlecht verhehlter Eifersucht. „Ich werde es keinesfalls dulden, daß du wo anders schläfst als in deinem Bett. Ich habe meine Koje im Zwischendeck. Gute Nacht!"

Und schon stand er in der Tür.

„Gute Nacht, Herr Fabrikdirektor!" stotterte Ulrich Schlägli verblüfft und schmunzelte sich ins Fäustchen.

Am nächsten Morgen war das Wetter schlecht. Schwere Regenböen peitschten das Meer und wühlten es auf. Trotzdem machte Jakob Klöhn wie immer morgens um neun die tägliche Runde durch das Schiff, gefolgt vom ersten Offizier, von dem leitenden Ingenieur, dem Obersteward und dem Bootsmann. In genau gemessenem Abstande schlängelte sich diese fünfgliedrige Kette durch alle Schiffsräume und über alle Decks. Diesmal hatte zudem Jakob Klöhn etwas Besonderes vor. Gleich bei der ersten Ladeluke auf dem Achterdeck bog er ab und stieg ins Zwischendeck, wo ihn der Zwischendecksteward in dienstlicher Haltung erwartete.

Die Auswanderer hockten stumpfsinnig auf ihren Kojen.

„Wo ist der Aushilfsheizer?" fragte Jakob Klöhn.

Der Zwischendecksteward konnte keine Auskunft geben, und der Obersteward schwieg beflissen.

„Na", knurrte der Kapitän ungehalten. „Wenn sich der Mann vor mir verkriecht, dann mag er. Ich lauf' ihm nicht nach!"

Womit er seinem Anstand reichlich Genüge getan

zu haben glaubte und die Morgenrunde mit seinem getreuen Gefolge fortsetzte.

Walter Funk saß nämlich längst in Ulrich Schläglis Kammer und arbeitete an dem Plan zu seiner Fabrik. Einen Briefbogen nach dem anderen bedeckte er mit Schriftzügen, Formeln und Berechnungen. Er bemerkte Ulrich Schlägli kaum, der in regelmäßigen Abständen mit allerhand empfehlenswerten Stärkungsmitteln auftauchte und lautlos wieder verschwand.

Walter Funk schrieb und schrieb, schmauchte dabei eine Zigarre nach der anderen und füllte Bogen über Bogen. Die Gedanken, die ihn schon jahrelang beschäftigt hatten, strömten ihm nun von allen Seiten zu. Der Plan hing zwar noch völlig in der Luft, aber er wuchs trotzdem.

Inzwischen stampfte die „Niagara“ immer heftiger durch die Wogen. Tag um Tag wurde das Wetter schlechter. Die Fahrgäste wagten sich kaum noch an Deck, die Seekrankheit forderte ihre Opfer. Walter Funk merkte davon so gut wie nichts. Am Tage saß er in Ulrich Schläglis Kammer, nachtsüber schlief er im Zwischendeck.

Ulrich Schlägli störte ihn möglichst wenig, kam und ging und sorgte für sein leibliches Wohl.

Auch Daisy Madison hatte unter der Seekrankheit zu leiden, so daß sie es vorzog, während dieser Zeit nicht im Speisesaal zu erscheinen.

Ulrich Schlägli hielt sie andauernd auf dem laufenden.

„Unsere Stufenleiter ist zu Wasser geworden!“

schwatzte er gut gelaunt. „Wir machen uns selbständig. Die Fabrik steht schon auf dem Papier, es fehlen nur noch die paar hunderttausend Dollar. Sie werden Ihrem Direktor einen kleinen Wink geben müssen!"

„Herrn Hardam!" rief sie hastig. „O nein! Den dürfen wir nicht ins Vertrauen ziehen. Er hat andere Pläne. Sein Pflegesohn, er heißt David Rox —"

Hier stockte sie plötzlich.

„Aha!" stieß er überrascht heraus. „Da sitzt, wie es scheint, ein Haken. Nehmen wir also einen anderen Direktor."

„Einen anderen für Herrn Hardam? Das ist unmöglich. Er hat schon bei Lebzeiten meiner Mutter die Fabriken geleitet. Das Testament gibt ihm alle Vollmachten bis zu meiner Hochzeit."

„Schade! Dann muß ich also auf eigene Faust bei ihm anklopfen. Sonst müßte ich das Geld aus Deutschland holen."

„Wo ist er jetzt?"

„Bei seiner Fabrik!" wich er geschickt aus und zog sich zurück.

Hannibal Dudy hatte die Tage im Rauchsalon am Pokertisch zugebracht und war endlich mit sich ins reine gekommen.

Er wußte nun, daß er sich in Daisy Madison bis über beide Ohren verliebt hatte, und war entschlossen, auch mit ihr ins reine zu kommen.

Leider ließ sie sich nicht blicken. Der Schiffsarzt, den er mit Fragen bestürmte, begnügte sich mit einigen

höflichen Redensarten. Und so mußte sich Hannibal Dudy wieder an Ulrich Schlägli wenden.

Er winkte ihn an Deck zu sich heran.

„Sie wünschen, Herr Dudy?“ fragte Ulrich Schlägli ganz harmlos.

„Ha!“ schnaufte der Löwenjäger. „Sie sind Fräulein Madison nachgesprungen. Das muß belohnt werden.“

„Bitte!“ lächelte der Decksteward und höhlte die Hand. „Fräulein Madison hat mir allerdings noch nichts gegeben. Sie scheint nicht zu wissen, warum ich ihr nachgesprungen bin.“

„Oh!“ rief Hannibal Dudy und fuhr sofort in die Tasche. „Wieviel wollen Sie haben?“

„Hunderttausend Dollar!“ platzte Ulrich Schlägli heraus.

„Sie sind wirklich wahnsinnig!“ prallte Hannibal Dudy zurück.

„Selbstkostenpreis! Billiger mache ich es nicht. Abschlagszahlung gestattet.“

Damit streckte er ihm die hohle Hand hin.

Hannibal Dudy legte zögernd eine Hundertdollarnote hinein.

„Danke!“ sprach Ulrich Schlägli vergnügt, machte eine Verbeugung und sauste um die nächste Ecke.

Hannibal Dudy aber war mit sich äußerst zufrieden. Durch die hundert Dollar glaubte er sich nämlich ein Recht auf Daisy Madison erkauft zu haben.

Er ging trotz des Sprühregens nach Steuerbord hinüber und schaute auf das Achterdeck.

Und hier erspähte er den Trimmer, dessen Mut und Eigensinn das beliebteste Bordgespräch bildeten.

Walter Funk stand da unten in Ulrich Schlägls Oelmantel und wälzte seinen Fabrikplan. Die dumpfe Luft hatte ihn aus der Kammer vertrieben.

„Hallo!" rief Hannibal Dudy und winkte ihm. „Kommen Sie mal herauf. Sie sind doch der Mann, der ins Wasser gesprungen ist, um die Dame zu retten."

„Um mir das zu sagen," wies ihn Walter Funk zornig zurück, „brauchten Sie sich nicht herunter zu bemühen."

„Verdammt!" keuchte Hannibal Dudy ärgerlich, griff in die Tasche und holte noch eine Hundertdollarnote heraus. „Die Dame hat mich beauftragt, Ihnen dieses zu überreichen!"

Walter Funk wurde bleich, sein Atem ging hörbar, seine Fäuste ballten sich Dann lächelte er verächtlich.

„Also nehmen Sie!" drängte Hannibal Dudy. „Sie werden doch nicht so wahnsinnig sein und das Geld zurückweisen! Sie würden die Dame damit aufs höchste beleidigen."

Am liebsten wäre Walter Funk ihm an den Hals gesprungen.

„Die Dame scheint sich sehr niedrig einzuschätzen!" stieß er grimmig durch die Zähne.

„Sie hat mir den Betrag nicht genannt!" stotterte Hannibal Dudy und holte noch einen Hundertdollarschein aus der Tasche, wobei ihm der dicke Angstschweiß auf die Stirn trat.

„Auch Ihnen scheint diese Dame nicht viel wert zu

sein!“ zischte ihn Walter Funk an. „Nicht mal tausend Dollar!“

„Tausend Dollar!“ röchelte Hannibal Dudy fassungslos.

„Oder haben Sie Angst, daß Ihnen die Dame das Geld nicht ersetzen wird?“

Jetzt fuhr Hannibal Dudy mit beiden Händen in die Hosentaschen, kramte alles heraus, was er darin hatte, und brachte wirklich tausend Dollar zusammen.

Walter Funk nahm sie, knüllte sie mit einem Griff zusammen und stopfte sie achtlos in die Tasche des Oelrocks.

In der Kammer aber holte er sie heraus, glättete sie, bändelte sie zusammen und barg sie in seiner Brusttasche.

Ulrich Schlägli erzählte er nichts davon.

Abends hellte sich endlich der Himmel auf.

Am folgenden Morgen war Daisy Madison wieder an Deck, und sofort war Hannibal Dudy zur Stelle.

Sie merkte sofort, daß er etwas ungemein Schweres auf dem Herzen hatte.

„Ich wäre Ihnen auch nachgesprungen!“ stöhnte er. „Aber ich kann leider nicht schwimmen.“

„Dann wird es aber höchste Zeit, daß Sie es lernen!“ erwiderte sie ihm mit leisem Spott.

„Oh, Fräulein Madison!“ keuchte er und preßte seine Lippen so leidenschaftlich auf ihre Hand, daß sie sie ihm erschreckt entzog. „Wo darf ich Ihnen meine Aufwartung machen?“

Nun bekam sie es doch mit der Angst. Sie schaute

sich nach Hilfe um. Und ihr Blick fiel auf Ulrich Schlägli, der mit gekreuzten Armen neben der Schenke lehnte und sich stillvergnügt schmunzelnd an ihrer offensichtlichen Ratlosigkeit und an Hanibal Dudys verzweifelter Verliebtheit weidete.

New York kam morgen in Sicht. Dort verschwand Daisy Madison für immer. Das gab ihr die Kraft, durch eine schnelle Antwort der Spannung ein Ende zu machen.

„Sie finden mich in Boston, Washington Street 179!" sprach sie hastig und atmete befreit auf.

Hannibal Dudy zückte sofort den Füllfederhalter.

Währenddessen entschwand sie eiligst.

Trotzdem war er überglücklich. —

Der letzte Tag an Bord brach an.

Während Ulrich Schlägli Daisy Madisons Koffer packte, saß sie in der Laube, las in einem Buche und hielt dabei das Achterdeck im Auge. Aber Walter Funk kam nicht zum Vorschein. Dagegen strich Hannibal Dudy zuweilen vorbei, begnügte sich aber damit, ihr einen schmelzenden, vielsagenden Blick zuzuwerfen.

Dann ging er, seinem aufkeimenden Liebesglück ein paar höchst verzwickte Trinkmischungen zu opfern.

Plötzlich stand Walter Funk vor ihr, blaß und mit ernster Miene.

„Ich pflege keine Trinkgelder anzunehmen!" sprach er heiser und ließ ein Päckchen Banknoten in ihren Schoß fallen.

Vor Schreck und Bestürzung konnte sie kein Wort erwidern.

Regungslos lag sie im Stuhl und starrte ihn entgeistert an.

„Herr Dudy hat mir das gestern in Ihrem Auftrage überreicht!“ rief er empört, lüftete förmlich den Hut und entfernte sich wieder.

Ulrich Schlägli, der ihm nachgeschlichen war und die letzten Worte deutlich gehört hatte, schlängelte sich nun heran.

„Geben Sie dieses Geld sofort Herrn Dudy wieder!“ flüsterte sie mit schwankender Stimme.

„Wozu?“ lächelte Ulrich Schlägli und steckte das Päckchen ein. „Ich halte es für richtiger, ihn für seine Unverschämtheit zu bestrafen.“

„Sie wollen es behalten?!“ rief sie entsetzt.

„Allerdings!“ schmunzelte er höchst zufrieden. „Wozu bin ich Decksteward? Trinkgeld bleibt Trinkgeld!“

Dann ging er zum Obersteward, um mit ihm abzurechnen.

Er lieferte ihm zunächst alle Trinkgelder ab bis auf die zuletzt vereinnahmten tausend Dollar.

„Und die Belohnung?“ fragte der Obersteward neugierig.

„Hier!“ rief Ulrich Schlägli und drückte ihm das Päckchen mit den Dudyschen tausend Dollar in die Hand. „Aber reinen Mund halten.“

Er setzte es durch, daß Walter Funks Name nachträglich in die Liste der Kammerfahrgäste gefügt wurde.

Durch diese Schiebung kam Walter Funk ohne

weiteres an Land und konnte am Ausgang des Docks unbehelligt auf Ulrich Schlägli warten.

Als er endlich in bürgerlicher Kleidung erschien, fuhr Daisy Madison im Auto an ihnen vorüber.

Ulrich Schlägli zog höflich den steifen Hut, während Walter Funk nicht einen Finger rührte.

„Was hat sie dir für ein Trinkgeld gegeben?" fragte er Ulrich Schlägli höhnisch.

„Das werde ich dir nicht verraten!" gab Ulrich Schlägli lachend zurück. „Du bist imstande und pumpst mich an."

„Die Absicht hatte ich allerdings!" gestand Walter Funk etwas kleinlauter.

„Hier hast du fünfzig Dollar!" sprach Ulrich Schlägli großmütig. „Aber das wird zum Anlagekapital gerechnet."

„Sicherlich!" nickte Walter Funk und steckte das Geld ein.

So machten sie sich selbander nach Brooklyn auf den Weg.

IX.

Sie suchten sich ein leidliches Unterkommen, und Walter Funk griff sofort seinen Fabrikplan fester an.

Ulrich Schlägli entwickelte im Auffinden der dafür geeigneten Veröffentlichungen einen beträchtlichen Spürsinn.

Schließlich stöberte er die letzten Hefte einer amerikanischen Monatsschrift über den Holzstoff auf.

„Die hat mir gerade noch gefehlt!" rief Walter Funk, aufs höchste erfreut.

Er wurde davon so gefesselt, daß sich Ulrich Schlägli drei Tage lang durchaus überflüssig vorkam.

Am Abend des dritten Tages erschien er ziemlich spät. Er hatte einen spiegelblanken Röhrenhut auf, war völlig neu und nach der letzten Mode gekleidet und trug nicht nur einen falschen Brillantring am kleinen Finger der linken Hand, sondern auch ein echtes Einglas im rechten Auge.

„Ja, da staunst du!" lachte er und ließ das Glas fallen. „Ich übe mich schon auf den Fabrikdirektor."

Walter Funk schüttelte den Kopf.

„Morgen geh' ich auf die Dollarjagd! Ich weiß noch nicht genau, ob ich zuerst bei Morgan oder bei Rockefeller anklopfe."

Walter Funk lachte ihn aus.

„Was gibt's dabei zu lachen!" rief Ulrich Schlägli gekränkt und überreichte ihm ein mehr als handflächengroßes Kartenblatt aus feinstem japanischen Büttenpapier. „Den Amerikaner möcht ich sehen, der auf diese Karte nicht hereinfällt."

„Ulrich von Schlägli!" las Walter Funk halblaut und mit stetig steigendem Erstaunen. „Baron, Geheimer Kommerzienrat, Majoratsherr, Fabrikbesitzer und Ritter pp."

Unmutig warf er die Karte auf den Tisch.

„Willst du noch mehr?"

„Du bist ein Hochstapler!" schnob ihn Walter Funk ärgerlich an. „Wenn das entdeckt wird! Man braucht doch nur im „Gotha" nachzuschlagen, und du bist als Betrüger entlarvt."

„Oho!“ erwiderte Ulrich Schlägli sehr trocken. „Meinst du, Morgan und Rockefeller haben einen Gothaischen Hof- und Adelskalender? Und wenn sie ihn hätten, meinst du, sie könnten die deutschen Buchstaben überhaupt entziffern?“

„Du übertreibst schon wieder!“

„Freilich! Nur was sich übertreiben läßt, ist die lautere und reine Wahrheit.“

„Tu, was du nicht lassen kannst!“ brummte Walter Junk ungehalten. „Ich lehne jede Verantwortung ab!“

Dann begann er wieder in den Holzstoffzeitschriften zu blättern.

Am nächsten Morgen hatte Ulrich Schlägli ein längeres Ferngespräch mit Fräulein Salomone Neuhaus-Everett. Darauf sauste er nach New York hinüber.

Sie trafen sich zur bestimmten Stunde am Kolumbusdenkmal.

„Guten Tag!“ rief sie freudig erregt und streckte ihm beide Hände entgegen, die er höflich küßte.

„Herr von Schlägli!“ stellte er sich mit allen seinen selbstverliehenen Würden vor und klemmte das Einglas ins Auge.

Er machte dabei ein so drolliges Gesicht, daß sie trotz ihrer Sorgen lachen mußte.

„Unser Befinden läßt nichts zu wünschen übrig. Die Fabrik wächst. Ich sehe sie förmlich schon stehen, mindestens ein Dutzend Schornsteine, fünftausend Arbeiter, dahinter ein tausendjähriger Wald in Oregon oder Nebraska, den sie auffressen soll. Schön ist ja diese Aussicht gerade nicht, aber wenn man bedenkt, daß auf dem daraus entstehenden Holzpapier die

schönsten Verse gedruckt werden können, kann man sich zur Not damit aussöhnen."

Dann brachte sie das Gespräch auf Hannibal Dudys tausend Dollar.

„Es hat sehr wenig Eindruck auf ihn gemacht, daß Daisy Madison daran unschuldig ist. Er hat nur die Fabrik im Kopf. Und das ist gut so. Um so schneller wird er Daisy Madison vergessen. Augenblicklich macht sie eine Rundreise über die kanadischen Bühnen. Dann schicke ich sie schnellstens nach Europa zurück. Mit William C. Hardam hoffe ich auch ohne Ihre Hilfe fertig zu werden. Er ist zwar ein außerordentlich zäher Bursche, aber ich lasse nicht locker, bis er die hunderttausend Dollar hergegeben hat. David Rox ist übrigens in Kansas City."

„Ich fürchte, er wird ihn kommen lassen, sobald er meine Ankunft erfährt. Und ich kann meinen Besuch bei Frau Hardam nicht länger aufschieben."

„Weshalb zögern Sie? Fräulein Neuhaus-Everett hat nicht den geringsten Grund, irgendeine Pflicht zu vernachlässigen. Taucht David Rox auf, so haben wir wenigstens einen Ersatz für Hannibal Dudy. Wir müssen doch auch gesellschaftlich Fühlung miteinander nehmen. Oder wollen Sie unsere Bekanntschaft hier am Kolumbus-Denkmal machen?"

„Wann werde ich ihn wiedersehen?" fragte sie bittend.

„Das wird ganz von William C. Hardams Dickköpfigkeit abhängen."

Damit verabschiedete er sich von ihr. Sie fuhr, Frau Hardam zu besuchen, zum ländlichen Norden

hinauf, während er nach Süden, der Gegend der Wolkenkratzer, zustrebte.

Inzwischen war Walter Funk von einer seltsamen Unruhe gepackt worden. Der Gedanke an Ruth Marrits hatte ihn plötzlich überfallen. Er sprang auf und stürmte durchs Zimmer. Die Unruhe wuchs von Minute zu Minute. Er fühlte immer deutlicher, daß er seine Arbeit nicht eher mit Erfolg würde fortsetzen können, bevor er sich nicht Gewißheit verschafft hätte.

Hastig, ohne eine Nachricht zurückzulassen, brach er auf. Eine Viertelstunde später saß er im Zuge nach Boston. Ein Auto brachte ihn zur Washington Street, auf derem hundertneunundsiebzigsten Grundstück ein großes Boardinghaus stand.

Er wurde von der Eigentümerin, einer älteren, würdigen Dame, freundlich empfangen und brachte sein Anliegen vor.

Aber sie konnte sich an Ruth Marrits nicht erinnern.

Erst als sie die Bücher zu Rate zog, kam ihr Gedächtnis wieder in Gang.

„Oh!“ rief sie schnell. „Das ist die junge Dame, die hier vor zwei Jahren das blaue Band gewonnen hat. Eine Meisterschwimmerin!“

Das wirkte auf ihn wie ein kaltes Sturzbad. Im Augenblick wich die Unruhe von ihm. Er dankte kurz und empfahl sich.

Schon auf der Treppe schalt er sich einen Narren, seine Arbeit wegen einer Meisterschwimmerin auch nur für ein paar Stunden im Stich gelassen zu haben.

Im Hausflur stieß er unvermutet auf Hannibal Dudy, der, mit einem großen Blumenstrauß bewaffnet, eben im Begriff war, die Treppe emporzusteigen.

Er stutzte merklich, aber Walter Funk übersah ihn geflissentlich und stürmte weiter.

Auch Hannibal Dudy wurde höflich empfangen und fragte nach Daisy Madison.

Diesmal versagten die Bücher völlig.

„Ich bin zu zeitig gekommen!" schnaufte Hannibal Dudy erregt und trennte sich von seinem Blumenstrauß. „Es ist dieselbe Dame, die vor zwei Jahren hier das blaue Band gewonnen hat. Sie nannte sich damals Ruth Marrits!"

„Die Meisterschwimmerin!" rief die Wirtin lebhaft. „Sie sind heute schon der zweite Herr, der sich nach ihr erkundigt."

„So?" stieß Hannibal Dudy wütend heraus und verdrehte die Aeuglein. „Die Dame wird sicherlich im Laufe der nächsten Tage hier erscheinen. Wollen Sie ihr bitte in meinem Namen den Blumenstrauß überreichen und ihr sagen, daß ich tief bedauere, sie nicht angetroffen zu haben. Ich wohne im Palasthotel."

„Sie wohnen bei mir noch besser!" meinte die freundliche Wirtin.

Das leuchtete ihm auf der Stelle ein, und zwei Stunden später war er zu ihr übergesiedelt.

Als Ulrich Schlägli am Abend heimkehrte und Walter Funk nicht vorfand, befürchtete er sofort das Allerschlimmste, daß er durch einen unglücklichen Zufall aufgeklärt worden sei und das Weite gesucht habe.

Bald aber fand er genug Anzeichen, die dem widersprachen.

Also wartete er geduldig auf seine Rückkehr. End-

lich, kurz nach Mitternacht, tauchte Walter Funk wieder auf.

„Du hast auf mich gewartet?" fragte er verwundert.

„Gott sei Dank, daß du da bist!" entfuhr es Ulrich Schlägli mit einem befreienden Seufzer.

„Ich bin doch kein kleines Kind!"

Ulrich Schlägli zuckte nur mit den Achseln.

„Nun möchtest du natürlich brennendgern wissen, wo ich gewesen bin?"

„Mit anderen Worten, du möchtest mir brennendgern sagen, wo du gewesen bist. Hast du etwa schon die hunderttausend Dollar?"

„Nein!" erwiderte Walter Funk ziemlich matt und abgespannt. „Ich habe in Boston eine Erkundigung eingezogen."

„In Boston?" rief Ulrich Schlägli. „Das hätte ich auch besorgen können.

„Man schickt doch nicht seinen Freund, wenn man sich nach einem Mädchen erkundigen will."

„Meinen herzlichen Glückwunsch!" sprach Ulrich Schlägli kühl.

„Nichts zu glückwünschen!" erwiderte Walter Funk achselzuckend.

„Also abgeblitzt!" atmete Ulrich Schlägli auf. „Denn wenn wir erst Fabrikdirektoren sind —"

„Wir?" fragte Walter Funk zweifelnd.

„Du bist der technische Leiter, und ich drehe die Dollarkurbel. Und der Teufel soll mich lotweise holen, wenn ich mich darauf nicht besser verstehe als du. Ich habe William C. Hardam bereits den Mund nach dir wäßrig gemacht. Wann wirst du mit dem Plan fertig sein?"

„Bald!" gab Walter Funk zur Antwort und zog sich den Rock aus. „Gute Nacht! Ich bin müde."

„Was war denn das für eine Bekanntschaft?" fragte Ulrich Schlägli an der Tür. „Hat sie die nötigen Dollars?"

„Schäm' dich!" versetzte Walter Funk ärgerlich. „Das ist immer deine erste Frage. Auch diese Sache ist für mich erledigt."

„Wieder eine vom Theater?" forschte Ulrich Schlägli listig.

„Noch eine Stufe tiefer!" murmelte Walter Funk. „Eine Meisterschaftsschwimmerin!"

Ulrich Schlägli stieß einen scharfen Pfiff durch die Zähne und sagte nichts. —

Am nächsten Morgen besprachen sie den Feldzugsplan weiter. Funk äußerte dabei den Wunsch, die amerikanischen Holzstoffabriken kennenzulernen.

„Wird gemacht!" rief Ulrich Schlägli, ohne mit der Wimper zu zucken. „Ich geh' heut zu Robinson Dittley."

Trotzdem ließ er sich zuerst bei William C. Hardam melden und kam sofort auf seinen jungen Ingenieur, auf dessen fabelhafte Verbesserungsvorschläge und auf die neu zu gründende Fabrik zu sprechen.

William C. Hardam blieb dicht zugeknöpft und winkte sehr bald deutlich genug ab. Von deutschen Ingenieuren hielt er nichts, von fabelhaften Erfindungen noch weniger, und neuen Fabriken war er spinnefeind, weil er bereits genug mit Robinson Dittleys alten Fabriken zu kämpfen hatte.

Von einer Besichtigungsreise wollte er überhaupt nichts wissen.

„Dann muß ich mein Glück anderswo versuchen!“ meinte Ulrich Schlägli ganz gemütlich.

„Bitte!“ sprach William C. Hardam und sah durch seine kreisrunden Brillengläser auf die Tür.

Ulrich Schlägli begab sich sofort zu Robinson Dittley, der sich im fünfzehnten Stock des gegenüberliegenden Wolkenkratzers angesiedelt hatte und der seiner ganzen Natur nach ein Draufgänger und lange nicht so mißtrauisch wie sein Gegner war.

Ulrich Schlägli sang zuerst ein allgemeines Loblied auf die amerikanische Industrie, die es am weitesten auf dieser schnöden Welt gebracht hätte, offenbarte seine Absicht, diese vorbildliche amerikanische Arbeitsweise nach Deutschland zu verpflanzen, wobei er nicht verfehlte, Robinson Dittley reichlich Weihrauch zu streuen und William C. Hardam ein paar saftige Seitenhiebe zu versetzen, und rückte endlich mit seinem besonderen Wunsch heraus.

„Schicken Sie mir den Herrn her!“ sprach Robinson Dittley und benutzte die Gelegenheit, seine lang aufgespeicherte Wut gegen William C. Hardam mit heftigem Gepolter an den Mann zu bringen, den er nach allem für einen hervorragenden Sachverständigen halten mußte.

Ulrich Schlägli spürte bald, daß die ganze Feindschaft zwischen den beiden dem gleichen Wollen entsprang, einen Holzstofftrust zu gründen und ihn zu beherrschen. Gerade in diesem Punkt aber wollte keiner

nachgeben, und so war die Kraftprobe auf die Dauer unvermeidlich.

„Ich werde ihn zu Boden schlagen!“ knirschte Robinson Dittley und ballte die Faust.

„Der Ausgang des Kampfes ist mir nicht zweifelhaft!“ erwiderte Ulrich Schlägli und empfahl sich.

Sofort berichtete er seine Erfolge Walter Funk.

„Hardam ist eine Kreuzung von Professor und Siouxhäuptling, zäh wie Schuhleder. Dittley ist ein kleiner, dicker Kerl mit Pockennarben und Plattfüßen. Halb Pferdedieb aus Kentucky mit Niggereinschlag, halb Napoleon aus der Westentasche. Als Dollarmaschine macht er einige Umdrehungen mehr. Ich werde sie gegeneinander ausspielen.“

„Mensch!“ lachte Walter Funk glücklich. „Aber wie denn nur?“

„Komm mit!“ schmunzelte Ulrich Schlägli.

Walter Funk war sofort dazu bereit. Sie gingen zuerst zu Robinson Dittley.

„Walter von Funk!“ sprach Ulrich Schlägli sehr deutlich, wobei er das mittelste Wörtchen besonders betonte. „Entstammt einem sehr alten, sehr angesehenen aber etwas verarmten adligen Geschlecht in Süddeutschland.“

Walter Funk hätte ihn dafür am liebsten zu Boden geschmettert. Dann fühlte er Robinson Dittleys schwarze Jettaugen funkelnd auf sich gerichtet.

„Hat sich auf die Wissenschaften geworfen,“ fuhr Ulrich Schlägli im Ton des vorführenden Schaubudenbesitzers fort, „und ist schon jetzt ein überragender

Gipfel des Holzstoffes und der verwandten Zweige. Seine Arbeiten haben in Deutschland das größte Aufsehen erregt, und was das zu bedeuten hat, kann nur der richtig ermessen, der sich vor Augen hält, das in keinem Lande der Welt so viel Papier bedruckt wird wie in Deutschland."

„Sie wünschen meine Fabriken zu besichtigen?" fragte Robinson Dittley, nachdem er Walter Funk hinreichend gemustert hatte. „Sie werden mir einen genauen Bericht liefern. Ihre Verbesserungsvorschläge werde ich prüfen. Dieser Bericht bleibt geheim."

„Ganz geheim!" beeilte sich Ulrich Schlägli zu versichern.

„Wünschen Sie an der Reise teilzunehmen?" wandte sich Robinson Dittley an ihn.

„Nein! Ich reise allein!" erwiderte Walter Funk in einem Tone, gegen den es keinen Widerspruch gab.

Ulrich Schlägli nickte beistimmend.

Eine halbe Stunde später trat Walter Funk mit einem vollgültigen Ausweis für sämtliche Dittleysche Fabriken auf die Straße.

„Jetzt gehen wir gleich zu William C. Hardam!"

„Wozu?" lehnte Walter Funk ab. „Der läuft uns nicht fort. Aber zum Donnerwetter, ich habe ja kein Geld."

„Hier hast du zweitausend Dollar!" sprach Ulrich Schlägli mit Gönnermiene und zog die bereitgehaltenen Scheine aus der Hosentasche.

„Höre!" stieß Walter Funk überrascht hervor. „Wie kommst du dazu?"

Aber er steckte sie trotzdem ein.

„Du hältst es noch für nötig, einen Ritter pp. danach zu fragen?" lächelte Ulrich Schlägli hochmütig.

„Du hast es doch auch nicht auf der Straße gefunden?"

„Die Börse steht noch immer auf der Wallstreet."

„Du spekulierst?" rief Walter Funk überrascht. „Dann ist es wirklich besser, es steckt in meiner Tasche."

Noch an demselben Abend brachte ihn Ulrich Schlägli an die Bahn, und Walter Funk reiste allein nach dem Westen.

Am nächsten Morgen machte Ulrich Schlägli William C. Hardam einen Besuch und erzählte ihm mit dem Ausdruck besonderer Genugtuung, was er inzwischen bei Robinson Dittley ausgerichtet hatte.

„Ich zahle für die Abschrift jenes Berichts fünftausend Dollar!" rief William C. Hardam und kam zum erstenmal aus dem Häuschen seines Mißtrauens heraus.

„Viel zu wenig!"

„Zehntausend!"

„Und die Erlaubnis, auch Ihre Fabriken besichtigen zu dürfen!"

„Damit Sie den Bericht darüber an Robinson Dittley verkaufen. Ich bin doch nicht toll!"

„Und ich bin kein Amerikaner!" versetzte Ulrich Schlägli und wollte gehen.

Aber William C. Hardam hielt ihn fest.

„Sie werden mir den Bericht bringen!" drängte er heftig.

„Bringen!" wiederholte Ulrich Schlägli kopfnickend. „Aber übergeben nur zu den Ihnen bereits bekannten Bedingungen."

Damit empfahl er sich. William C. Hardam kniff sein ledernes Gesicht, das unverkennbar indianischen Schnitt zeigte, ärgerlich zusammen und fluchte lautlos hinter dem verdammten Deutschen drein, dem er übrigens nicht über den Weg traute.

Die folgenden Tage benutzte Ulrich Schlägli dazu, einen eingehenden Bericht nach Deutschland zu senden und sich mit Salomone zu treffen.

„Und seine Fabrik?" fragte sie gespannt.

„Ach! Diese Fabrik!" wehrte er lächelnd ab. „Ich lege keinen Wert mehr darauf. Ich werde vielmehr versuchen, ihn bei William C. Hardam einzuschmuggeln. So kommen wir viel schneller zum Ziel. Ich warte nur auf den Bericht. Ich gehe darauf hinaus, ihn William C. Hardam als Nachfolger aufzuschwatzen."

„Die Stelle ist leider schon besetzt!" seufzte sie. „Frau Hardam hat die Gelegenheit meines Besuchs benutzt, von David Rox so eindringlich zu schwärmen, als wäre sie seine rechte Mutter. Ich glaube, er ist schon auf dem Wege hierher."

„Lassen Sie ihn ruhig kommen!" tröstete er sie vergnüglich. „Ich werde mir kein Gewissen daraus machen, ihn, sobald er uns lästig fällt, kaltblütig aus dem Wege zu räumen."

Dabei verdrehte er die Augen wie ein mehrfacher Gewohnheitsmörder.

Als sie sich trennten, war sie wieder voll froher Zuversicht.

Inzwischen blieb jedes Lebenszeichen von Walter Funk aus.

Ulrich Schlägli machte sich geschwind Vorwürfe darüber, daß er ihn hatte allein reisen lassen. Jeden Morgen und jeden Abend überflog er die Zeitungen, und immer wieder legte er sie befriedigt beiseite. In den drei Wochen die Walter Funk unterwegs war, wurde nicht ein einziges Eisenbahnunglück gemeldet. Selbst die ältesten Amerikaner konnten sich nicht erinnern, schon einmal eine in dieser Beziehung so erfreuliche Zeit erlebt zu haben.

Endlich sandte Walter Funk ein Telegramm aus Wyoming worin er seine beschleunigte Rückkehr anzeigte.

Ulrich Schlägli erwartete ihn an der Bahn.

Etwas abgespannt. aber sonst heil an Kopf und Gliedern, kletterte Walter Funk aus dem Pullman-Wagen, der ihn von Chicago nach New York gebracht hatte.

„Na, wie war's?" rief Ulrich Schlägli neugierig.

„Lies!" erwiderte Walter Funk und zog aus der Brusttasche einen Packen Papier, den er auf der Reise vollgeschrieben hatte.

Der Bericht war fertig.

Ermüdet von der langen Fahrt, schlief Walter Funk sofort ein, während Ulrich Schlägli den Aufsatz nicht nur las, sondern wörtlich abschrieb.

Walter Funk, vor dem er das geheimhielt, über-

prüfte am Morgen den Bericht noch einmal, fand nichts daran zu verbessern und setzte darunter mit kräftigem Schwung seinen Namen. Wider Willen machte die Feder in der Mitte des Namenszuges einen höchst verdächtigen Schnörkel.

Eine Stunde später stand er vor Robinson Dittley.

Der kam nur bis zur dritten Seite, dann schleuderte er den Bericht mit einem Wutgebrüll in die Ecke.

„Sind Sie verrückt geworden?“ brüllte er und ging mit geballten Fäusten gegen den scharfen Berichterstatter los. „Meine Fabriken? Das mir? Sie Grünhorn! Sie hergelaufener Deutscher!“

Walter Funk machte kurz linksum kehrt, und verließ den Raum.

Robinson Dittley stand eine Weile mit offenem Munde da, stürzte sich wieder auf den Bericht, zerknüllte ihn, schlug ihn gegen die Schreibtischkante, warf ihn in die andere Ecke, ließ ihn dort eine geschlagene Stunde liegen, holte ihn wieder hervor, glättete die widerspenstigen Blätter, trommelte mit beiden Handflächen darauf herum und begann weiter zu lesen.

Er lachte gellend auf, knirschte mit den Zähnen, aber er las, er las mit seinen hungrigen Pferdediebaugen immer weiter. Er hielt in der rechten, zitternden Hand den Rotstift und strich jedes harte Urteil grimmig mitten durch.

So kam er endlich auf die letzte Seite. Und ohne sich eine Pause zu gönnen, begann er wieder von vorn.

Jetzt lachte und knirschte er nicht mehr. Er hatte sich ausgetobt und setzte nun eine sehr düstere Napo-

leonsmiene auf, griff zum Blaustift und strich jeden Verbesserungsvorschlag dreimal dick am Rande an.

Dann verschloß er die eben so bedenklichen wie wertvollen Blätter in das tiefste Geheimfach seines Geldschranks und eilte zur Börse.

Inzwischen hatte auch William C. Hardam den Bericht gelesen, den ihm Ulrich Schlägli, ohne irgendwelche Bedingungen daran zu knüpfen, wortlos überreicht hatte.

William C. Hardams bebrilltes Siouxgesicht blieb eisern. Nicht eine der zahlreichen ledernen Falten zuckte darin.

Als er fertig war, räusperte er sich.

„Humbug!" stieß er endlich heraus. „Der Mann versteht nichts von den amerikanischen Verhältnissen."

„Das heißt also, Sie wollen nicht zahlen?" fragte Ulrich Schlägli kampfbereit.

„Haben Sie den Bericht verfaßt?" fragte William C. Hardam zurück. „Ich werde mit dem Mann unmittelbar verhandeln. Was zahlen Sie ihm monatlich?"

„Sie wollen ihn mir doch nicht wegkapern?" zeterte Ulrich Schlägli. „Ich habe einen langjährigen Vertrag mit ihm!"

„Das ist kein Hindernis!" erwiderte Mr. Hardam mit indianischer Ruhe. „Ich biete ihm mehr!"

„Und mein Vertrag?"

„Geht mich nichts an!" lehnte William C. Hardam eiskalt ab.

„Er verläßt mich nicht, ich habe ihn studieren lassen!“ versetzte Ulrich Schlägli sehr vornehm.

„Wenn Sie Ihrer Sache so sicher sind,“ versetzte William C. Hardam zähnefletschend, „dann schicken Sie ihn doch zu mir!“

„Sie werden Ihre Zeit vergeblich opfern! Ich habe seine Treue erprobt.“

„Treue!“ wiederholte William C. Hardam höhnisch. „Ich sehe aus dem Bericht, daß der Mann alles andere ist, nur kein Dummkopf.“

„Der hat angebissen!“ lachte Ulrich Schlägli vor sich hin, als er wieder auf der Straße stand. —

Nachmittags traf er mit Walther Funk zusammen, der ihm das ärgerliche Ergebnis mit Robinson Dittley ganz genau berichtete.

„Der Kerl ist ein Idiot!“

„Dann wirst du wohl nichts dagegen haben, daß ich deinen Bericht auch William C. Hardam unterbreitet habe. Auf einen Idioten braucht man keine Rücksicht zu nehmen.“

„Das ist eine Gemeinheit!“ brauste er empört auf.

„In Deutschland!“ nickte Ulrich Schlägli gelassen. „Es ist geschehen und läßt sich nicht ändern. William C. Hardam ist alles nur kein Idiot. Er wünscht deinen Besuch!“

„So?“ murrte Walter Funk schon etwas gemäßigter. „Hast du ihm auch gesagt, daß ich mit dieser Gemeinheit nichts zu tun habe?“

„Mach' das einem Amerikaner klar!“ lächelte Ulrich Schlägli nachsichtig.

X.

Am nächsten Morgen trennten sie sich an der Dover-Station. Walter Funk rollte in die Dollarstollengefilde der Wolkenkratzer hinunter, während Ulrich Schlägli den Broadway hinaufsauste.

Diesmal traf er sich mit Salomone im Union Square. Schon von weitem schwang er vergnügt seinen Hut.

„Es geht alles nach Wunsch. Nun kann ich daran denken, Frau Hardam meine Aufwartung zu machen."

„Aber aus welchem Anlaß?" fragte sie überrascht.

„Ich wünsche die Dame kennenzulernen!" klärte er sie behaglich auf. „Das genügt mir. Und sie wäre die erste Amerikanerin, die sich durch den Besuch eines deutschen Barons und Geheimen Kommerzienrats nicht äußerst geschmeichelt fühlen würde. Ich bringe das Gespräch auf Fräulein Neuhaus-Everett und entpuppe mich als alten, lieben Bekannten mit entfernter erbonkelhafter Verwandtschaft im siebenundzwanzigsten Gliede. Ich hoffe, daß Sie diese Tatsache Frau Hardam gelegentlich bestätigen werden."

„Wenn es sein muß!" seufzte sie ergeben.

„Muß sein! Als ersten Gast führe ich ihr meinen Freund und Ingenieur zu, dort werden Sie ihn wiedersehen."

„Wenn er mich erkennt!“

„Das wird er ganz sicher. Aber ich werde Sie nicht wieder erkennen. Und da liegt eben der Hase im Pfeffer. Sie haben ja in Wirklichkeit gar nicht die „Niagara“, sondern den „Imperator“ zur Ueberfahrt benutzt. Sie werden das Frau Hardam fest einprägen müssen. Hoffentlich hat sie nicht die Angewohnheit, Sie bei Ihrem Vornamen zu nennen.“

Das konnte sie erleichtert verneinen.

„Ich fürchte mich! Ich werde sicher kein Wort sagen können. Ich werde jetzt schon rot, wenn ich nur daran denke.“

„Tut nichts! Er wird Sie wahrscheinlich so an-anstarren, daß Sie peinlich davon berührt werden müssen.“

Währenddessen verhandelte Walter Funk mit William C. Hardam.

„Sie haben meinen Bericht gelesen!“ sprach Walter Funk ohne jede Einleitung, „Sie haben ohne meine Genehmigung davon Kenntnis genommen. Es ist ein Vertrauensbruch, an dem ich bis auf eine gewisse Unvorsichtigkeit unschuldig bin.“

„Sie haben Ihre Beziehungen zu Robinson Tittich abgebrochen?“

„Vollständig!“

„Herr von Schlägli hat Rechte auf Sie?“

„Nicht daß ich wüßte!“

„Sie sind also völlig frei?“

Walter nickte kurz.

„Haben Sie Lust, bei mir einzutreten?“

„Diese Frage kann ich erst beantworten, nachdem ich Ihre Fabriken besichtigt habe."

„Was bezwecken Sie mit dieser Besichtigung?"

„Ich will mich überzeugen, ob Ihre Fabriken in meinem Sinne entwicklungsfähig sind."

„Die Dittleyschen Fabriken sind es also nicht?"

„Ich hätte mir dann nicht die Mühe gemacht, einen so eingehenden Bericht darüber zu schreiben."

„Gut!" nickte William C. Hardam. „Ich werde Ihnen die Genehmigung erteilen, aber ich werde Sie nicht allein reisen lassen, ich habe vor, diese Besichtigung selbst vorzunehmen, und werde Sie einladen, mich dabei zu begleiten."

„Bitte!" versetzte Walter Funk kühl. „Zögern Sie die Reise aber nicht zu lange hinaus, da ich keine Zeit zu verlieren habe."

„Sie können sich ja hier inzwischen umsehen," sprach William C. Hardam lauernd.

„Ich gedenke mich nicht vorher zu binden!" erwiderte Walter Funk und erhob sich.

Dann verabschiedete er sich förmlich und ging, während sich William C. Hardam noch einmal in den Bericht vertiefte.

Diese Unterredung hielt er vor Ulrich Schlägli nicht geheim.

„Großartig!" rief er begeistert. „Aber nun mußt du auch Frau Hardam deine Aufwartung machen, schon um deine gesellschaftliche Ebenbürtigkeit zum Ausdruck zu bringen. Sonst behandelt er dich am Ende als Reisekammerdiener."

Nach drei Tagen drang Ulrich Schlägli bereits heftig darauf.

„Ich kann meinen Besuch nicht länger hinausschieben. Und du gehst einfach mit. Brauchst gar nicht den Mund aufzutun."

„William C. Hardam hat es bis jetzt nicht für nötig gefunden, sich zu melden!"

„Er wartet eben auf deinen Besuch! Mensch, sei doch nicht so schwerfällig. Ueber deiner Erziehung scheint wirklich kein guter Stern gewaltet zu haben."

Walter Funk lächelte und ging schließlich mit.

William C. Hardam wohnte weit draußen, hinter dem Zentralpark in einem geräumigen Gartenhause. Frau Hardam, eine kleine, rundliche, sehr lebhafte Dame bewillkommnete sie in ihrem selbst für amerikanische Verhältnisse sehr überladenen und darum wenig geschmackvollen Empfangszimmer.

„Fräulein Everett!" sagte sie, nachdem sich die Herren vorgestellt hatten, und wies auf eine junge Dame, die im Erker saß und die sich nun unsicher erhob.

Ein bißchen viel auf einmal! schoß es Ulrich Schlägli durch den Sinn, aber er behielt den Kopf oben..

Welch eine Ueberraschung! wollte er eben rufen. Aber ein Blick auf Walter Funk brachte ihn zur Besinnung.

Der stand da, steif wie ein hölzerner Fetisch, und machte eine Miene, als müßte er das ganze Antillenmeer in einen einzigen Eisblock verwandeln.

Hoppla! dachte Ulrich Schlägli, da hätte ich mich um ein Haar verraten! Ich darf sie ja gar nicht kennen.

Und daher begnügte er sich mit einer steifen Verbeugung.

Frau Hardam stellte nun die beiden Herren vor, und da ihr die deutschen Namen Schwierigkeiten machten, half ihr Ulrich Schlägli bereitwilligst aus.

Salomone fand vor Verwirrung kein Wort. Sie wartete vergeblich darauf, daß Ulrich Schlägli in die Rolle des alten Bekannten fallen würde. Sie konnte sich seine abweisende Miene nicht erklären und wußte sich nicht anders zu helfen, als daß sie sich unter Frau Hardams lebhaftestem Bedauern rasch empfahl.

Ulrich Schlägli bestritt die Gesamtkosten der weiteren Unterhaltung. Walter Funk blieb steif wie ein Stockfisch.

Aber kaum waren sie draußen, brach er los.

„Das war Daisy Madison!“

Ulrich Schlägli blieb stehen und riß die Augen auf.

„Sie war es!“ schrie Walter Funk außer sich.

Zum Glück rasselte gerade eine Straßenbahn vorbei.

„Daisy Madison!“ versetzte Ulrich Schlägli und schüttelte mißbilligend den Kopf. „Na so blau! Wo hast du denn deine Augen gehabt? Eine gewisse Aehnlichkeit ist vorhanden, das muß ich selbst zugeben. Und wenn diese Aehnlichkeit noch größer wäre! Niemals darfst du Daisy Madison und Fräulein Everett in einen Topf werfen. Weißt du, wer diese Dame ist?“

Hier machte er eine Kunstpause, um dann in geheimnisvoller Weise fortzufahren: „Sie ist die alleinige

Besitzerin der Fabriken, die William C. Hardam für sie leitet."

„Es ist doch Daisy Madison!" murmelte Walter Funk betreten. „Sie ist es, sie muß es sein. Ich täusche mich nicht."

„Rettungslos verliebt!" lachte Ulrich Schlägli und schüttelte ihn am Arm. „In deiner Verliebtheit siehst du überall diese Theaterprinzessin. Uebrigens das soll vorkommen. Hast du sie dir wirklich ganz genau angesehen? Ich hab' doch auch zwei Augen im Kopfe, und wenn sie es wirklich wäre, was hätte ich dann für einen Grund, es zu leugnen; im Gegenteil, ganz im Gegenteil!"

Walter Funk begann bereits unsicher zu werden.

„Im übrigen," lachte Ulrich Schlägli zuversichtlicher als jemals, „ich habe nichts dagegen, wenn du sie für Daisy Madison hältst. Frag' sie doch, ob sie's ist, sie wird dich schön angucken! Ich als Ritter pp. lege keinen Wert darauf, mich lächerlich zu machen. Und nun überleg' dir mal ruhig und genau, was ich wohl für einen Grund haben könnte, dich von diesem verhängnisvollen Irrtum heilen zu wollen, wenn ich überzeugt davon wäre, daß du dich gar nicht irrst."

„Weil du ein Schwindler bist!" stieß Walter Funk rauh heraus.

„Zugegeben!" nickte Ulrich Schlägli ernsthaft und zog seine tiefsten, gefühlswärmsten Orgeltöne. „Sei aber aufrichtig und bekenne: Habe ich dich schon beschwindelt, zu deinem Nachteil beschwindelt? Für wen schwindle ich, doch nur für dich!"

„Warum tust du das alles?“ keuchte Walter Funk in höchster Erregung. „Du hängst dich an mich —“

„Wie ein Blutegel!“ ergänzte Ulrich Schlägli geschmeichelt. „Es gibt eben solche Leute, die es allein zu nichts bringen können, die immer einen anderen brauchen, um in die Höhe zu klettern. Sie können sich nicht selber schieben; um so geschickter sind sie, andere zu schieben. Und das eine wirst du doch wohl zugeben müssen, ich bin ein sehr gemütvoller Blutegel.“

„Merkwürdig!“ murmelte Walter Funk kopfschüttelnd. „Ich werde nicht klug aus dir. Ich weiß nicht, was es ist. Du bist entweder ein ganz wunderbarer Mensch oder ein ganz durchtriebener Schurke.“

„Ich bin wohl beides ein wenig!“ bekannte Ulrich Schlägli kleinlaut.

„Aber schließlich muß doch der ganze Schwindel unter uns zusammenbrechen!“

„Vorläufig hält er!“ lachte Ulrich Schlägli und klopfte ihm auf die Schulter. „Und bist du erst im Sattel, dann häng' ich den Geheimen Kommerzienrat an den Nagel, dieweil er seine Schuldigkeit getan hat, und bin wieder der alte Ulrich Schlägli, auf den du dich übrigens ebensosehr verlassen kannst wie auf den Ritter pp. Vorausgesetzt, daß du mich dann überhaupt noch ansiehst.“

„Red' nicht so dumm!“ murrte Walter Funk unwirsch. „Und du bist überzeugt davon, daß ich mich irre?“

„Meinst du, Fräulein Everett hätte nötig, einem Steward schöne Augen zuzuwerfen?“

„Aber die fabelhafte Aehnlichkeit.“

„Findest du!“ lachte Ulrich Schlägli.

„Ich muß sie mir noch einmal genauer ansehen!“

Ulrich Schlägli schielte ihn von der Seite an.

„Du mußt es ermöglichen!“ rief Walter Funk erregt. „Und du kannst es auch. Du willst bloß nicht.“

„Kommt Zeit, kommt Rat.“

„Nein, sofort!“ herrschte ihn Walter Funk an. „Streng deinen Kopf an!“

„Na!“ sprach Ulrich Schlägli äußerst gemütlich. „Da dir so schrecklich viel daran liegt, kann ich mir ja die Sache einmal beschlafen. Frau Hardam wird uns wohl nächstens einmal einladen. Vielleicht ist da was zu machen. Aber ohne einen kleinen Schwindel wird's kaum gehen!“

„Ich verlasse mich ganz auf dich!“ rief Walter Funk glücklich und streckte ihm die Hand hin.

Und Ulrich Schlägli schlug ein, wenn auch etwas zögernd, um sein Gesicht zu wahren.

Schon am nächsten Mittag meldete sich William C. Hardam am Telephon und bat Walter Funk um einen Besuch im Kontor.

Nur weil Ulrich Schlägli ihn entschieden dazu drängte, nahm Walter Funk seinen Entwurf mit.

William C. Hardam gab sich diesmal etwas offenherziger, ging den Bericht über Robinson Dittleys Fabriken erläuternd durch und wünschte endlich Walter Funks Fabrikplan kennenzulernen.

Auch hier hatte Ulrich Schlägli mit Bedacht vorgearbeitet.

Der Plan fand William C. Hardams Beifall, aber die Gründung einer neuen Fabrik lehnte er wegen der augenblicklichen äußerst gedrückten Wirtschaftslage rundweg ab.

Walter Funk steckte seinen Plan ebenso kaltblütig wieder ein wie er ihn herausgezogen hatte und erhob sich.

„Warum eilen Sie so?" fragte William C. Hardam ärgerlich.

„Wann gedenken Sie zu reisen?" fragte Walter Funk kurz.

„In einigen Tagen. Ich hoffe Sie vorher in meinem Hause begrüßen zu dürfen."

Walter Funk empfahl sich mit einer kühlen Verbeugung. Unschlüssig schritt er über die Wallstreet, die Börse hatte heute einen bewegten Tag.

Hier stieß er im Gedränge plötzlich auf Robinson Tittley.

„Ha!" schnaubte der ihn an und stellte ihn. „Es ist gut, daß ich Sie treffe."

„Was sollte daran gut sein?" fragte Walter Funk ablehnend

„Sie haben sich inzwischen mit diesem Hardam eingelassen. Ich erfahre alles, was da drüben vorgeht."

„Alles?" wiederholte Walter Funk achselzuckend und zog zweifelnd die Brauen hoch.

„Ich habe Ihren Bericht noch einmal vorgenommen. Ich wäre ein Esel, wenn ich Sie nicht festhielte. Ich weiß, daß Sie den Plan zu einer neuen

Fabrik entworfen haben. Ich werde Ihnen diese Fabrik sofort bauen."

Walter Funk langte unwillkürlich in die Tasche, aber er ließ den Entwurf stecken.

„Sie werden mir den Plan bringen. Morgen schon! Sie sollen Direktor werden. Ich werde einen Riesenwald kaufen. Schlagen Sie ein, und Sie sind ein gemachter Mann!"

Walter Funk aber schlug nicht ein. Er steckte nun auch die andere Hand in die Tasche. Doch Robinson Dittley wurde er dadurch nicht los.

„Sie wollen Bedenkzeit haben. Wie lange? Drei Tage?"

„Bis Sie den Wald gekauft haben!"

„Gut! In spätestens acht Tagen ist er mein. Dann bringen Sie mir Ihren Plan!"

„Ich werde es mir überlegen!" versetzte Walter Funk zögernd.

„Abgemacht!" rief Robinson Dittley, griff an den Hutrand und trollte sich.

Daheim angekommen, vertiefte sich Walter Funk wieder in seinen Plan.

So schmeichelhaft das Anerbieten auch war, er hatte doch mancherlei Bedenken dagegen.

Ulrich Schlägli, dem er es am Abend mitteilte, bestärkte ihn darin.

„Laß doch die dumme Fabrik!" machte er wegwerfend. „Halte dich an William C. Hardam. Der ist der Zähere. Nur nicht aufs falsche Pferd setzen."

„Aber er sucht die Sache zu verschleppen!" rief

Walter Funk im Unmut. „Er hat mich heute mit einer Einladung zum Abendbrot abgespeist. Wer weiß wann?"

„Nächsten Sonnabend schon, nur ein Viertelhundert Gäste. Fütterung der Raubtiere in fünf Gängen. Auftreten eines Heldenbaritons vom Metropolitain. Zum Schluß wird getanzt."

„Woher weißt du denn das?"

„Von Fräulein Everett. Ich komme eben von ihr."

„Du warst bei ihr?" rief er aufs höchste überrascht.

„Was blieb mir anderes übrig? Sie wohnt in einem netten Häuschen gleich neben dem Milliardenviertel, vollständig verwaist. Leider wird David Rox auch da sein."

Walter Funk machte ein ganz verschlossenes Gesicht.

„Hardams Pflegesohn. Er hat ihn vor etwa zwanzig Jahren in gänzlich verwahrlostem Zustande in Denver aufgelesen. Soll sich inzwischen ganz gut entwickelt haben, ein Tausendsassa im Dollarmachen. Hat Absichten und Aussichten auf die Hand der Erbin. Da kommst du also einen Posttag zu spät."

„Du sollst dich was schämen!" rief Walter Funk empört, sprang auf und lief hastig hin und her. „Ich werde trotz alledem hingehen."

„Ich auch! Fräulein Everett hat Frau Hardam geholfen die Einladungen zu schreiben."

„Und das hat sie dir alles erzählt?" fragte

Walter Funk ehrlich erstaunt und blieb stehen. „Wie kommst du nur zu dieser Ehre?"

„Als Ritter pp. und Geheimer Kommerzienrat!" versetzte Ulrich Schlägli und blähte sich wie ein Pfau. „Sie wird natürlich auch da sein. Aber das ist nicht mein Verdienst. Es war schon vorher beschlossen. David Rox kann doch nicht ohne Tischdame dasitzen."

„Schweig!" schnitt ihm Walter Funk das Wort ab und hieb mit der Faust durch die Luft.

Die Einladungen kamen an, und der Sonnabend war endlich da.

William C. Hardam und Frau empfingen ihre Gäste mit kräftigem Händeschütteln. Es war ein kleiner Kreis von Leuten, die sich schon länger kannten, die näheren und entfernteren Verwandten der Hausfrau und die älteren unmittelbaren Geschäftshelfer des Hausherrn. Man machte wenig Umstände, und es herrschte ein fröhlicher Ton.

Ulrich von Schlägli und Walter von Funk wurden von Frau Hardam mit besonderer Genugtuung herumgereicht.

David Rox, ein schlanker gutgepflegter Mann, machte eine kurze Verbeugung.

Walter Funk musterte ihn unauffällig fand nichts Besonderes an ihm und beachtete ihn nicht weiter, während Ulrich Schlägli sich sofort an ihn heranmachte und ihn in ein tiefsinniges Gespräch über die amerikanischen Trustbildungen verstrickte.

Mit vollendeter Aufmerksamkeit, aber mit unerschütterlicher Ruhe beantwortete David Rox die kniffllichen

Fragen, die Ulrich Schlägli mit gesteigerter Lebhaftigkeit über ihn ausschüttete.

Da trat Salomone ein. Und sofort brach David Nox das Gespräch ab, um sie zu begrüßen. Sie reichte ihm die Fingerspitzen, die er sehr ausdrucksvoll an seine Lippen drückte. Dann wurde sie von Frau Hardam in einen lebhaften Schwall von mütterlich warmen Begrüßungsworten eingehüllt.

Sie lächelte erst, als ihr Blick auf Ulrich Schlägli fiel.

Nun endlich erschien auch der bereits sehnsüchtig erwartete Heldensänger vom Metropolitain.

Die Paare fanden sich.

Frau Hardam ließ sich von dem berühmten Künstler zur Tafel führen. Ulrich Schlägli mußte sich mit einer älteren Tante begnügen, die auf dem linken Ohr taub war und keinerlei geistige Ansprüche machte. Für Walter Funk blieb ein kleines Mädchen von fünfzehn Jahren übrig.

Er fand seinen Platz Ulrich Schlägli gegenüber, aber seine Nachbarin zur Linken war Fräulein Everett.

Die kleine Tischdame fiel ihm nicht weiter beschwerlich. Sie saß für eine Amerikanerin sehr still und artig da und fühlte sich ungemein geehrt, zum erstenmal an einem solchen Feste teilnehmen zu dürfen.

Um so ungestörter konnte Walter Funk seine linke Nachbarin beobachten.

Wo hatte er nur seine Augen gehabt! Er schämte sich ordentlich vor Ulrich Schlägli, der bereits mit

seinen drolligen Späßen die ganze Gesellschaft zu unterhalten begann.

Fräulein Everett hörte ihm mit besonderem Vergnügen zu, was David Rox leider nicht verhindern konnte, obschon es ihm schmerzlich genug war. Aber er wußte seinen Aerger meisterhaft zu verbergen.

„Erzählen Sie etwas von Deutschland!" bat sie, als die Forellen herumgereicht wurden.

Sie hat dieselbe Stimme wie Daisy Madison! dachte Walter Funk und hielt erschreckt den Atem an.

„Von Deutschland kann man nur deutsch erzählen!" erwiderte Ulrich Schlägli.

„So sprechen Sie nur Deutsch!" lächelte sie ihm zu. „Herr Rox versteht auch etwas davon."

David Rox nickte vornehm, obschon er innerlich wie ein kalifornischer Holzfäller fluchte.

„Herr von Funk mag erzählen!" schmunzelte Ulrich Schlägli und hob die größte Forelle von der Platte. „Er versteht es besser. Außerdem scheint er keinen Hunger zu haben."

Nun wandte sie sich an Walter Funk. Und er mußte sie anschauen.

David Rox fischte sich die zweitgrößte Forelle auf den Teller.

Sie hat dieselben Augen wie Daisy Madison! schoß es Walter Funk durch den Kopf.

Aber schon im nächsten Augenblick schalt er sich einen Tropf.

„Nun, mein Herr, Sie wissen nichts von Ihrem Vaterlande zu erzählen?" fragte sie in einer so klaren,

reinen, deutschen Aussprache, daß er sie ganz verblüfft anstarrte.

Nein! Und abermals nein! dachte er und atmete erleichtert auf. Daisy Madison ist es nicht!

„Man spricht nicht gern von dem, was man liebt!“ erwiderte er und suchte seine Verwirrung zu meistern.

Da wandte sie sich ganz zu ihm herum, beugte sich etwas zurück und schaute ihm lange und prüfend ins Gesicht. Wieder stockte sein Atem.

Plötzlich neigte sie sich zu ihm und sprach mit einem so innig-warmen Ton, daß es ihm wohlig und weich über den Rücken floß: „Sollten wir einander nicht schon einmal begegnet sein!“

Um Himmels willen! stöhnte er im tiefsten Herzen. Sollte es doch Daisy Madison sein?

„In Heidelberg!“ setzte sie sehr zögernd hinzu.

Sofort löste sich in einem deutlichen Seufzer seine Erstarrung.

„Ich habe in Heidelberg studiert!“ nickte er.

„Und dort bin ich Ihnen begegnet!“ erwiderte sie und senkte langsam die langen Wimpern. „Ich täusche mich nicht! Ich weiß noch genau den Tag und die Stunde. Es war mein zwanzigster Geburtstag. Sie trugen eine blaue Mütze.“

„Das stimmt!“ rief er aufs höchste überrascht. „Aber ich bedauere tief, mich dieser Begegnung nicht mehr erinnern zu können.“

„Sehr früh am Morgen war es. Die Sonne war eben aufgegangen. Sie gingen mit einem Freunde. Er

hatte einen breiten, schwarzen Filzhut auf und trug eine sehr rote Krawatte."

„Doktor Pudderlick!" entfuhr es ihm im steigenden Staunen.

Hier machte sich David Rox störend bemerklich indem er fragte, ob sie weißen oder roten Wein wünschte.

Sie mußte das Gespräch abbrechen und bat um roten.

Walter Funk hatte Zeit, sein Gedächtnis schmerzhaft, eindringlich nach den Tagen zu durchforschen, an denen er mit Doktor Pudderlick gleich nach Sonnenaufgang unterwegs gewesen war.

Inzwischen klärte Fräulein Everett ihren Tischherrn darüber auf, daß sie in ihrem Nachbarn einen alten Bekannten aus Deutschland wiedergefunden zu haben glaubte, bat um Entschuldigung wegen der Vernachlässigung und wandte sich wieder Walter Funk zu, der inzwischen den Tag wirklich gefunden hatte.

„Es kann noch gar nicht so lange her sein!" sprach er strahlenden Blickes. „Es war am ersten Mai."

„Ganz recht!" nickte sie ernsthaft. „Ich bin in der Walpurgisnacht geboren."

„Ich ging damals mit Doktor Pudderlick hinaus zur Maifeier am Neckar entlang. Auf diesem Wege muß die Begegnung stattgefunden haben. Aber wo? Ich weiß es nicht!"

„Draußen im Grünen vor der Stadt auf einem Promenadenweg in einem kleinen Gebüsch. Dort sang gerade eine Nachtigall!"

„Nein, nein!" rief er lebhaft. „Es war nur eine

Amsel. Aber sie sang sehr schön. Ich sehe sie noch sitzen. Wie schade, daß ich an Ihnen vorbeigegangen bin, ohne Sie zu bemerken."

„Sie waren in ein eifriges Gespräch vertieft. Sie hatten nur Augen und Ohren für Ihren Freund."

„O ja!" lächelte er betreten. „Daran war Doktor Pudderlick schuld. Er sagte mir die Kraftstellen seiner Ansprache her, die er draußen auf der Festwiese halten wollte. Aber wie merkwürdig, daß Sie sich dieser Begegnung so genau erinnern!"

„Weil es mein Geburtstag war!" flüsterte sie tonlos. „Sie waren an diesem Tage der erste, der mir begegnete."

„Und Doktor Pudderlick", fügte er hinzu.

„O nein!" lächelte sie. „Zuerst sah ich Sie."

„Wie schade!" seufzte er und machte ein drolliges Gesicht. „Ich werde dem guten Doktor am Ende noch gram darüber werden. Und wie wunderbar ist es doch, daß wir jetzt hier in Amerika nebeneinander sitzen."

Nun brachte einer der Gäste ein Hoch auf die liebenswürdigen Gastgeber aus, und William C. Hardam leerte dankend sein Glas auf das Wohl seiner Gäste.

Der Lendenbraten wurde herumgereicht.

Ulrich Schlägli speiste mit der Gelassenheit eines weltmännischen Geschmackrichters und schien fest entschlossen zu sein, sich keinesfalls hungrig von der Tafel zu erheben.

Walter Funk dagegen ließ die Platten fast un-

berührt an sich vorübergehen. Tausend Fragen hatte er auf dem Herzen.

Leider aber unterhielt sich Fräulein Everett jetzt ziemlich lebhaft mit David Rox.

Walter Funk erbleichte, die Knie zitterten ihm. Die kalte Eifersucht hielt ihn gepackt.

Da ergriff Ulrich Schläqli das Glas, um eine schwungvolle Rede auf die Damen im allgemeinen und auf die weißen Indianerinnen im besonderen zu halten. Er brachte diese Spitze so lustig heraus, faselte dazwischen vom Lederstrumpf und von der treuen Squaw des allerletzten Huronen, von den Mormonen und der Emanzipation, die wohl richtiger eine Ehemannzipation zu nennen wäre, und bedauerte mit einer neckischen Krokodilsträne im Knopfloch das gerade darin so weit zurückgebliebene Deutschland, daß keiner daran Anstoß nahm und sogar David Rox mit seinem Beifall nicht zurückhielt.

Walter Funk ließ sein Glas an dem seiner Nachbarin erklingen. Aber sein Versuch, das unterbrochene Gespräch wieder anzuknüpfen, scheiterte an der Hartnäckigkeit des Nebenbuhlers, der längst den Feind gewittert hatte.

Zudem begann auch die Tafelmusik, auf deren Erzeugung drei Musikanten im Nachbarraum mit steigendem Eifer bemüht waren, sich störend bemerkbar zu machen.

Endlich hob der Hausherr die Tafel auf. Man wünschte sich gesegnete Mahlzeit. Der Bariton warf sich in die Heldenbrust und ging neben dem Klavier in

Stellung, um seine Kunst gegen Verdi und Wagner zu beweisen.

Das gelang ihm vortrefflich, und er erntete solchen Beifall, daß er sich nur durch eine Zugabe vor der tätlichen Begeisterung seiner entzückten Zuhörer retten konnte. Er verschanzte sich darauf hinter einem Eiskübel mit drei Sektflaschen und einer Kiste Havanna.

Das junge Volk aber tanzte.

David Rox verbeugte sich vor Salomone; sie zögerte wohl ein wenig, doch konnte sie ihm die Bitte nicht abschlagen.

Ulrich Schlägli lehnte am Türpfosten und schaute seinen Rauchringen nach.

Walter Funk, der infolge seiner stets wachsenden Eifersucht nicht ohne Mühe ein paar Runden mit seiner kleinen Tischdame vollbracht hatte, steuerte eben auf ihn zu, als er von William C. Hardam festgehalten wurde.

„Wir werden bald reisen können", sprach er kurz und schaute mit eherner Miene auf David Rox und Salomone, die sich noch immer im Walzertakt schwangen. „Ich habe jetzt einen sehr tüchtigen Vertreter."

Walter Funk verneigte sich wortlos und trat zu Ulrich Schlägli.

Die Musik brach mit einem Jauchzer ab, und David Rox kam mit Salomone dicht an ihnen vorüber. Sie war bleich und schwankte leicht.

Mit stolzer Miene führte David Rox sie zur Frau ...rdam.

Walter Funk starrte mit gesenktem Kopf auf den spiegelblanken Fußboden. Ulrich Schlägli störte ihn dabei nicht im geringsten.

Kaum aber setzte die Musik wieder ein, straffte Walter Funk mit einem Ruck den Nacken und steuerte geraden Wegs auf Salomone zu.

Sie erhob sich langsam und legte ihre Hand in seinen Arm. Wie im Traum wandelte sie neben ihm, mit blassem Gesicht und halbgeschlossenen Augen.

So tanzte sie auch. Aber schon mitten in der zweiten Runde brach sie plötzlich ab.

„Was ist Ihnen?" fragte er besorgt.

„Nichts, nichts!" versetzte sie lächelnd und stützte sich auf seinen Arm. „Ein kleiner Schwindel. Ich tanze nicht sehr gern. Es geht schon vorüber!"

„Gott sei Dank!" atmete er erleichtert auf. „Ich bin auch nicht nach Amerika gekommen, um zu tanzen."

Er wollte sie an ihren Platz zurückführen.

Aber sie widerstrebte und blickte nach dem leeren Speisesaal.

„Dort ist die Luft besser!" flüsterte sie. „Erzählen Sie mir lieber etwas von Heidelberg!"

Sie ließ sich an der Tafel in einen Sessel gleiten.

Er stand vor ihr und schwieg ratlos.

David Rox machte bereits einen langen Hals, aber Ulrich Schlägli lag schon mit dem Lasso des vorhin abgebrochenen Gesprächs hinterrücks auf der Lauer.

Walter Funk schwieg noch immer, seine Kehle war wie zugeschnürt.

Ich muß ihr sagen, daß Ulrich Schlägli ein

Betrüger ist, eher kann ich ihr nicht in die Augen schauen.

Dieser Gedanke quälte ihn mit steigender Heftigkeit.

Doch fand er nicht den Mut dazu.

Er tastete nach dem nächsten Stuhl und setzte sich zu ihr.

„Warum sprechen Sie nicht?" seufzte sie klagend. „Von Heidelberg —"

Dann war sie plötzlich mit ihrer Kraft zu Ende.

Die unmittelbare Nähe des Geliebten, die ungeheure Anspannung ihrer Nerven zum Zwecke der Verstellung, der Drang ihrer aufrichtigen Seele, sich ihm zu offenbaren, und die Angst, ihn weiter betrügen zu müssen, um ihn nicht zu verlieren, überwältigten sie.

Ihre Augen schlossen sich, und sie sank an seine Brust.

„Fräulein Everett!" stöhnte er fassungslos auf und umfing sie.

„Lassen Sie mich ein wenig schlummern!" lispelte sie tonlos, ohne sich zu rühren.

Dann fühlte er, wie sie in seinen Armen ohnmächtig wurde.

David Rox und Ulrich Schlägli waren die ersten, die herzusprangen.

So endete das Fest schnell und lautlos.

Ulrich Schlägli holte im Auto den nächsten Arzt heran. Die Gäste verließen leise das Haus. Walter Funk sprach auf dem Heimweg kein Wort.

XI.

Am nächsten Morgen war Walter Funk nicht gesprächiger.

Ulrich Schlägli erkundigte sich durch den Fernsprecher bei Frau Hardam nach Salomones Befinden.

Die tröstliche Antwort, daß keinerlei Gefahr zu befürchten sei, wiederholte er so deutlich, daß Walter Funk es hören mußte, und wünschte im Anschluß daran gute Besserung.

„Fräulein Everett läßt herzlich danken und bittet um Ihren Besuch!“ war Frau Hardams Antwort. „Sie scheint ein dringendes Anliegen zu haben. Der Arzt ist einverstanden.“

Er fand es für geraten, diese Einladung Walter Funk zu verschweigen, gab ihm aber zu verstehen, daß er sich persönlich nach dem Befinden der Kranken erkundigen wolle.

Walter Funk rührte sich nicht.

„Mensch du träumst ja!“ lachte Ulrich Schlägli und stieß ihn an. „Willst du nicht mitkommen? Was ist denn nur in dich gefahren?“

„Weiß nicht!“ murmelte er und starrte vor sich hin. „Warum ist sie ohnmächtig geworden?“

„Wenn du das nicht weißt!“

„Ich habe kaum ein Wort mit ihr gewechselt.“

Ulrich Schlägli hielt es für besser, sich in Schweigen zu hüllen.

„Es muß etwas dahinter stecken!" rief Walter Funk verzweifelt.

„Wohinter?" fragte Ulrich Schlägli mit dem dümmsten Gesicht, das ihm zur Verfügung stand. „Meinst du die Ohnmacht oder das Heidelberger Zusammentreffen?"

„Es muß da ein Zusammenhang vorhanden sein. Man behält doch nicht einen wildfremden Menschen, den man zufällig auf der Straße getroffen hat, so genau im Gedächtnis, daß man ihn nach Monaten auf den ersten Blick wiedererkennt."

„Mein Gott!" bremste Ulrich Schlägli mit Bedacht, um ihn weiter zu reizen. „Welch ein Aufstand! Lohnt sich das überhaupt?"

„Und du!" schrie Walter Funk zornig. „Wenn du noch einen Funken von Anstand besitzt, dann wirst du ihr auf der Stelle gestehen, daß du ein nichtswürdiger Hochstapler bist."

„Dann brächte ich dich in eine sehr schiefe Lage."

„Ganz gleich!" tobte Walter Funk los. „Ich will heraus aus diesem Schmutz. Ich will wieder festen Boden unter den Füßen haben. Aber du weißt überhaupt nicht, was das heißt. Dir ist nur wohl, wenn du schwindeln kannst. Ich habe dich erkannt."

„Es muß auch solche Leute geben!" versetzte Ulrich Schlägli so kleinlaut wie möglich.

Hier schrillte der Fernsprecher dazwischen. William

C. Hardam rief nach Walter Funk und bat ihn, auf dem schnellsten Wege zu ihm ins Kontor zu kommen.

Hals über Kopf brach er auf.

Ulrich Schlägli folgte ihm mit überaus zufriedener Miene.

Die ganz überraschend eingetretene schnelle Entwicklung erfüllte ihn mit hoher Genugtuung. Nun konnte er mit dem Abbau beginnen.

Doch das hatte immerhin seine Schwierigkeiten.

Salomone empfing ihn in Frau Hardams Salon und ruhte, sorglich in Decken gehüllt, noch ein wenig bleich auf dem Diwan.

Frau Hardam zog sich bald zurück, schon weil sie von dem Gespräch, das deutsch geführt wurde, doch kein Wort verstand.

Salomone ging auf Ulrich Schläglis scherzenden Ton nicht ein.

„Ich habe heut nacht von meiner Mutter geträumt!“ sprach sie ernst. „Sie hat mir Vorwürfe gemacht!“

„Das ist eine Eigentümlichkeit aller guten Mütter!“ tröstete er sie.

„Ich sah die Ohnmacht kommen und konnte mich nicht dagegen wehren, meine Kraft ist völlig erschöpft. Das ist es, was ich Ihnen sagen wollte und sagen muß. Ich bin nicht fähig, mich weiter zu verstellen. Ich war gestern nahe daran, ihm alles zu verraten. Da schwanden mir die Sinne“

Oh!“ rief er ehrlich erschreckt. „Nur jetzt nicht die

Flinte ins Korn werfen, dann bricht alles zusammen, was ich mühsam aufgebaut habe."

„Meine Mutter!" seufzte sie.

„Ich bitte Sie inständig, jetzt nicht an Ihre Mutter zu denken. Sie ist tot. Man muß die Vergangenheit ruhen lassen, denn das trübt den Blick für die Zukunft."

„Sie können es ja nicht wissen!" sprach sie stockend. „Ich habe Ihnen damals nicht erzählen wollen, was mich so fest an ihn bindet. Nur das Andenken an meine liebe, gute Mutter. Sie hat an ihrem zwanzigsten Geburtstage zum erstenmal meinen Vater erblickt. Es war der erste Mann, der ihr an diesem Morgen gleich nach Sonnenaufgang entgegenkam. Und sie ist so glücklich mit ihm gewesen, daß sie die Trennung von ihm nur ein paar Tage überlebte. Auf ihrem Sterbebette nahm sie mir das Versprechen ab, das Glück meines Lebens ebenso zu suchen, wie sie es gefunden hatte. Ich war damals zwölf Jahre alt. Acht Jahre habe ich nur diesem Gedanken gelebt. Und in Heidelberg —" hier brach sie ab.

Ulrich Schlägli hielt den Atem an, um besser hören zu können. Wunderbar! dachte er. Und so etwas gibt es wirklich?

„Sie sehen!" seufzte sie kraftlos. „Ich kann wirklich nicht mehr. Ich habe mich nicht mehr in der Gewalt. Ich kann ihn nicht länger betrügen. Sie müssen ihm alles sagen!"

Er kniff die Lippen bedächtig zusammen und nickte ernsthaft.

„Diese Absicht hatte ich bereits, als ich hierher kam. Um ihm aber alles sagen zu können, muß ich klar sehen. Wie konnten Sie auf jener dunklen Treppe wissen, daß er es war und kein anderer?"

„Ich erkannte ihn am Schritt."

„Und wie kamen Sie auf diese Treppe?"

„Ich wohnte in demselben Hause."

„Um in seiner Nähe zu sein?" riet er kühn.

Sie nickte verschämt.

„Und wie lange wohnten Sie dort?"

„Nur einen Tag!"

„Und sonst haben Sie ihn nicht gesehen?"

„Doch!" bejahte sie tapfer. „Einige Male auf der Straße. Aber er sah mich nicht. Es war, als wenn eine Wand zwischen uns gewesen wäre. Ich wußte mir nicht zu helfen. Ich hatte keinen Menschen auf der ganzen Welt, dem ich mich anvertrauen konnte. Es ist so schwer für ein Mädchen, um einen Mann zu werben. Ich war ganz verzweifelt. Schließlich wandte ich mich an seinen Vater. Er steht in Geschäftsverbindung mit Herrn Hardam, das gab mir den Mut zu diesem Schritt."

Ulrich Schlägli furchte die Stirn.

„Jammerschade!" seufzte er. „Daß Ihre Nerven mir so kurz vor dem Ziel diesen Streich spielen."

„Gehen Sie zu ihm," flehte sie ihn an, „jetzt, sofort, und gestehen Sie ihm alles! Ich weiß, er wird zu mir kommen und mir alles verzeihen."

„Wenn ich nur auch diese feste Zuversicht hätte!"

versetzte er bedenklich. „Aber es sei, wie es sei. Ich muß es wagen."

„Lassen Sie mich nicht zu lange warten!" bat sie rührenden Tones.

„Nicht länger, als es die Vorsicht gebietet!" beruhigte er sie. „Denn er hat einen Stolz, der alle Hindernisse überrennt. Also Mut! Und ein klein wenig Geduld!"

Sie neigte das Haupt in die Kissen, lächelte schmerzlich und schloß die Augen.

Zeit gewonnen, alles gewonnen! dachte er auf dem Heimweg. Ich habe ihr zu viel zugemutet, das ist alles. In ein paar Tagen wird sie sich schon wieder erholt haben.

Und er entschloß sich, den Abbau nicht zu überstürzen und Walter Funk erst mal gründlich auf den Zahn zu fühlen.

Aber er wartete vergeblich auf ihn, weckte kurz vor Geschäftsschluß in Hardams Kontor an und hörte, daß Walter Funk und William C. Hardam längst nach Westen unterwegs waren.

Auch nicht schlecht! dachte Ulrich Schlägli und hängte ab.

An diesem schnellen Aufbruch war kein anderer schuld als Robinson Dittley.

Er hatte sich urplötzlich auf ein riesiges Waldgebiet in Montana gestürzt, das schon vor längerer Zeit zu einem fabelhaft hohen Preise ausgeboten worden war. Von hier aus wollte er den Vernichtungskampf gegen seinen Feind eröffnen.

William C. Hardam jedoch hatte davon zeitig genug Wind bekommen, und es war ihm im letzten Augenblick noch gelungen, den Zuschlag zu verhindern, ohne aber mehr zu erreichen als eine kurze Aufschubfrist.

Sie genügte aber zur Not, den Wald zu besichtigen, um den Gegner durch Ueberbieten für immer aus dem Felde zu schlagen Im Anschluß daran gedachte er die Fabriken zu bereisen

Walter Funk nahm er mit, um ihm die Möglichkeit zu nehmen, mit Robinson Dittley neue Verhandlungen anzuknüpfen. Denn daß im feindlichen Lager diese Absicht bestand, hatte er längst durch seine Spitzel erfahren.

In Chicago empfing William C. Hardam mehrere lange Drahtungen von David Rox.

Eins dieser Blätter erregte William C. Hardams Aufmerksamkeit. Es betraf keinen anderen als Ulrich Schlägli, dessen fortgesetzte und andauernde Besuche bei Salomone, die das Hardamsche Haus inzwischen wieder verlassen hatte, David Rox in den höchst bedenklichen Zustand eifersüchtigen Argwohns versetzt hatten. Sein wachsendes Mißtrauen hatte ihn sofort zu umfangreichen Nachforschungen angetrieben, und es war ihm bereits gelungen festzustellen, daß Ulrich Schläglis Wappenschild keineswegs echt, sondern von ihm selbst verfertigt worden und daß er als gewöhnlicher Steward von Deutschland herübergekommen war, und zwar an Bord der „Niagara“, die

auch von Fräulein Everett zur Ueberfahrt benutzt worden war.

David Rox fragte bei William C. Hardam an, wie er sich ihr gegenüber in dieser Angelegenheit verhalten sollte.

Er erhielt zur Antwort: Nicht das geringste verlauten, den höchst verdächtigen Mann aber unauffällig beobachten lassen.

Plötzlich wandte sich William C. Hardam an Walter Funk mit der Frage: „Wo liegen die Güter des Herrn von Schlägli?“

„Ich weiß es nicht!“ erwiderte Walter Funk kurz, eine heiße Blutwelle aber schlug ihm in die Wangen, als er die kreisrunden Brillengläser auf sich gerichtet fühlte, und mit zögerndem Achselzucken fügte er hinzu: „Höchstwahrscheinlich auf dem Monde!“

Nun war es endlich heraus. Es fiel wie eine schwere Last von ihm ab. Er hatte lange genug unter diesem Druck gelitten.

„Er hat Sie studieren lassen?“ forschte William C. Hardam weiter.

„Alles Schwindel!“ brach Walter Funk los „Nicht ein Wort ist wahr davon. Meine Schuld ist allerdings, daß ich ihm nicht widersprochen habe. Ich tue es dafür jetzt mit um so größerem Nachdruck.“

„Sie sind mit ihm befreundet?“

„Ich kenne ihn gar nicht näher. Er hat sich an mich gehängt.“

„Warum?“

„Das weiß der Teufel. Er ist glatt wie ein Aal

und schlüpft einem durch die Finger. Ich werde nicht klug aus ihm. Ich verdanke ihm mancherlei. Ein schlechter Mensch ist er nicht. Er ist offenbar nicht ganz richtig im Kopf. Es scheint, daß er mich benutzt hat, um seine Tollheiten anzubringen. Der Zufall hat ihn mir in den Weg geweht. Ich habe schon längst die Absicht gehabt, mich von ihm zu trennen."

Von Minneapolis aus befahl William C. Hardam David Rox, über Walter Funk genaue Erkundigungen einzuziehen.

Der drahtete sofort an die Berliner Vertretung, und schon in Harlowton erhielt William C. Hardam die erste Auskunft darüber. Sie war für ihn verwunderlich genug.

„Kennen Sie den Baron von Funk-Winnaden?" fragte er lauernd.

Walter Funk biß die Zähne aufeinander und begnügte sich mit einem Kopfnicken.

„Sind Sie mit ihm verwandt?" fuhr William C. Hardam fort.

„Ziemlich nahe!" würgte sich Walter Funk mühsam heraus. „Das ist aber auch alles, was ich Ihnen in dieser Angelegenheit mitzuteilen habe."

William C. Hardam wußte genug. Jetzt wurde ihm manches klar. So flogen sie durch die unermeßliche Grassteppe dahin. Bis Medina Springs wechselten sie kein Wort miteinander.

Die letzte Strecke legten sie im Auto zurück

Drei Tage lang ritten sie durch den Wald. William C. Hardam maß, schrieb Zahlen, rechnete, stritt sich

mit den drei bis an die Zähne bewaffneten Führern über die einzuschlagende Richtung herum, saß rechnend am Lagerfeuer, kletterte über modernde Waldriesen und an Felszacken empor, um weitere Ueberblicke zu gewinnen, und Walter Funk half ihm dabei.

Die rastlose Tätigkeit verminderte merklich seine Unmutsspannung. Immer tiefer ging es in das gewaltige Waldgebiet hinein.

Auf dem Heimweg verloren die Führer plötzlich die Richtung. Einen ganzen Tag brauchten sie, um im Kreise herum wieder an den alten Lagerplatz zurückzukehren.

„Diese Banditen sind von Dittley bestochen!" knirschte William C. Hardam wütend und ritt am nächsten Morgen mit Walter Funk auf gut Glück allein los.

So erreichten sie Medina Springs erst am nächsten Nachmittag, als die Frist bereits verstrichen war.

Während William C. Hardam trotzdem nach New York drahtete, stand Robinson Ditley plötzlich vor Walter Funk.

„Ich habe den Wald!" rief er stolz. „Jetzt werde ich die Fabrik aus dem Boden stampfen. Schlagen Sie ein!"

Aber Walter Funk lehnte wiederum ab und blieb bei William C. Hardam, der sich in der gegenüberliegenden Wellblechbude die inzwischen eingelaufenen Nachrichten aushändigen ließ.

„Wir reisen noch heute!" sprach er hastig und las.

Es war auch ein längerer Bericht von David Rox

darunter, in dem er die Ergebnisse seiner weiteren Nachforschungen und Beobachtungen mitteilte.

Mit Hilfe einer großen Ermittlungsanstalt, die ihre Fühlfäden über die ganze Erde spannte, hatte er festgestellt, daß Walter von Funk wirklich der einzige Sohn des Barons von Funk-Winnaden und daß er als blinder Passagier auf der „Niagara“ gleichzeitig mit Ulrich Schlägli von Hamburg herübergekommen war.

William C. Hardam stopfte die Papiere in die Tasche, beendete seine Mahlzeit, steckte sich eine Zigarre an und zeigte Lust, sich ganz harmlos zu unterhalten.

„Wo haben Sie Fräulein Everett kennengelernt?“ fragte er im Laufe des Gesprächs.

„In Heidelberg!“ antwortete Walter Funk wahrheitsgetreu.

„Und welches Schiff haben Sie zur Ueberfahrt benutzt?“

„Die ‚Niagara‘.“

„Oh!“ rief William C. Hardam und zog die Brauen hoch. „Dann haben Sie also diese Reise mit Fräulein Everett zusammen gemacht.“

Walter Funk war es plötzlich, als griff eine eiskalte Krallenfaust nach seinem Herzen, um es zu packen und grausam zu pressen. Wie Schuppen fiel es ihm von den Augen. Er mußte sie schließen, denn alles begann sich rund um ihn zu drehen. Er fuhr sich an den Hals.

„Sind Sie krank?“ fragte William C. Hardam besorgt.

„Nein!“ röchelte Walter Funk auf und raffte sich mit äußerster Kraftanstrengung zusammen.

Es gelang ihm sogar, ein wenig zu lächeln.

„Ist diese Dame auch mit der „Niagara“ gefahren?“ fragte er mit bebenden Lippen.

„Gewiß!“ nickte William C. Hardam und beobachtete ihn sehr scharf. „Wie merkwürdig, daß Sie sie nicht an Bord getroffen haben?“

Walter Funk erhob sich. Er preßte die Zähne aufeinander und ballte die Fäuste, um nicht vor Schmerz laut aufstöhnen zu müssen. Seine Knie wankten, er stützte sich schwer auf den Tisch.

„Leben Sie wohl!“ keuchte er und wandte sich taumelnd.

Draußen stand Robinson Dittley.

„Kommen Sie endlich?“ schrie er und streckte ihm zum drittenmal die Hand hin.

Und diesmal schlug Walter Funk ein. Sofort fiel die Schwäche von ihm. Er reckte sich. Sein Stolz straffte sich stählern empor und warf alles hinter sich.

„Hallo!“ frohlockte Robinson Dittley und schüttelte ihm überkräftig die Hand. „Den ersten habe ich, und die anderen werden nachkommen. Alle tüchtigen Leute werde ich ihm wegschnappen. Ich werde ihn unterbieten, bis er am Boden liegt und um Frieden bettelt.“

„Sie können auf mich rechnen!“ sprach Walter Funk mit fester, rauher Stimme.

So mußte William C. Hardam allein heimreisen.

XII.

Nun schickte sich Robinson Dittley an, die Fabrik aus dem Boden zu stampfen.

Die beiden Telegraphenbeamten von Medina Springs begannen zu fluchen. Das faule Leben war nun vorbei. Robinson Dittley hielt sie ununterbrochen in Atem. Blatt auf Blatt warf er ihnen hin, lange und schwierige Schriftsätze, die sie im Schweiße ihres Angesichts in alle vier Winde drahten mußten.

Hundert fremde Hirne begannen plötzlich für Walter Funk zu denken. Dann rollten die ersten Züge mit Arbeitern und Baustoffen heran: Züge zu zweihundert, dreihundert und fünfhundert Achsen, sie warfen Last und Ladung von sich und verschwanden als kleine Punkte am Rande der Steppe.

Das Gelände der Fabrik wurde abgesteckt. Robinson Dittley fuhr wieder nach New York und ließ Walter Funk mit allen Vollmachten zurück.

Er sah sich am Ziel seiner Wünsche.

William C. Hardam aber hielt in New York mit David Rox eine eingehende Beratung ab.

Sie kamen überein, vorerst nichts zu unternehmen, weder gegen Robinson Dittley noch gegen Ulrich Schlägli. Auch Frau Hardam erfuhr nichts von den Vorgängen in Medina Springs.

So blieb auch Ulrich Schlägli der Meinung, daß Walter Funk die Fabriken bereiste.

Salomones Unruhe aber wuchs von Tag zu Tag. Auf ihr Drängen begab sich Ulrich Schlägli zu William C. Hardam, wurde aber nicht vorgelassen. Nun schöpfte er doch Argwohn und ging sofort zu Robinson Tittley.

„Die zweite Ratte verläßt das sinkende Schiff!" krähte er voll Begeisterung. „Die Fabrik wächst. In sechs Monaten raucht der erste Schlot."

„Er hat meinen Vertrag gebrochen!" fuhr Ulrich Schlägli auf.

„Das ist nicht meine Sache!" lachte Robinson Tittley und rieb sich die Hände. „Verklagen Sie ihn doch!"

Ulrich Schlägli verabschiedete sich rasch, um Salomone von dieser unerwarteten Wendung in Kenntnis zu setzen.

Sie nahm die Nachricht viel gefaßter auf, als er befürchtet hatte.

„Er muß mit William C. Hardam in Medina Springs aneinandergeraten sein. Um ein paar Dollar geht er nicht ins feindliche Lager über."

Hier aber tippte er sich an die Stirn.

„Zum Kuckuck!" rief er verblüfft. „Die neue Fabrik hat es ihm angetan. Er weiß ja gar nicht, wo der Feind steht. Darüber muß ihm schnellstens reiner Wein eingeschenkt werden."

„Ueber alles!" sprach sie fest entschlossen.

„Nur keine Ueberstürzung!" warnte er aufgeregt. „Zunächst müssen wir feststellen, was in Medina Springs vor sich gegangen ist. William C. Hardam

wird es wissen. Ihnen aber muß er Rede stehen, wenn Sie sich bei ihm nach Ihrem Bekannten aus Deutschland erkundigen, den er wohl mitgenommen, aber nicht zurückgebracht hat."

„Nein!" seufzte sie schwach. „Ich habe keine Kraft mehr, mich zu verstellen. Ich weiß jetzt, daß er mich liebt, und ich werde ihm einen Brief schreiben, in dem ich ihn über alles aufklären werde."

„Um Gottes willen, nur das nicht!" wehrte Ulrich Schlägli äußerst lebhaft ab. „Ist diese Liebe vorhanden, dann hat sich sein Ehrgeiz als stärker erwiesen. Sonst hätte er nicht diesen Schritt getan. Denn er kann es nicht übersehen haben, daß er durch seinen Uebergang zu Robinson Dittley in einen scharfen, wenn auch nur geschäftlichen Gegensatz zu der Besitzerin der Hardamschen Fabriken getreten ist."

Sie schüttelte eigensinnig den Kopf.

„Sie werden alles verderben!" jammerte er. „Sie werden ihn auf immer verlieren. Der Brief wird ihn nur noch fester an Robinson Dittley ketten. Wollen Sie denn alles aufs Spiel setzen?"

„Wenn er mich wirklich liebt, wird er die Wahrheit ertragen können!" versetzte sie ruhig. „Ich muß ihm schreiben, und zwar noch heute!"

„Dann ist alles aus!" seufzte Ulrich Schlägli traurig und erhob sich. „Dann ist meine Kunst zu Ende."

„So dürfen Sie nicht von mir gehen!" flehte sie ihn an. „Mein Herz sagt mir, daß ich recht tue. Erst seitdem ich diesen Entschluß gefaßt habe, ist die Qual von mir gewichen. Ich muß es tun, und zwar auf der

Stelle. Jedes Zögern vermehrt meine Schuld. Ich werde ihm alles gestehen, und er wird mir verzeihen."

„Ach!" stöhnte Ulrich Schlägli und fuhr sich ratlos über die Stirn. „Das menschliche Herz ist unberechenbar. Ich hätte nicht gedacht, daß ich ein solcher Stümper bin."

Salomone tropften zwei Tränen von den Wimpern.

„Verzeihung!" entschuldigte er sich und griff nach ihrer Hand. „Ich sehe ein, daß Sie nicht anders können. Schreiben Sie den Brief! Sie werden die richtigen Worte schon finden. Die Möglichkeit, daß es glücken könnte, bestreite ich nicht. Aber sie ist äußerst gering."

„Ich danke Ihnen!" rief sie freudig und drückte seine Hand. „Es wird glücken, es muß glücken!"

Kaum hatte er sich empfohlen, führte sie ihren Vorsatz aus. Sie verschwieg nicht das geringste, gestand alle Täuschungen, legte alle Verwicklungen klar und bat um seine Verzeihung

Den Brief brachte sie selbst zur Post und ließ ihn einschreiben.

Freudestrahlend kehrte sie heim. Kurz darauf empfing sie Frau Hardams Besuch .

Sie war von William C. Hardam und David Rox dazu veranlaßt worden und hatte den Auftrag, Salomone vor Ulrich Schlägli zu warnen.

„Er ist ein Hochstapler!" rief sie in hellem Entsetzen. „Sie dürfen ihn nicht mehr empfangen."

Salomone suchte sie vergeblich zu beruhigen Frau Hardam legte ihr die Auskünfte vor und beschwor

sie, jeden Umgang mit diesem gefährlichen Menschen abzubrechen.

„Ich werde ihn zur Rede stellen!" sprach Salomone ruhig und bat um Ueberlassung der Papiere.

Mit diesem schwachen Trost mußte sich Frau Hardam vorerst begnügen.

Sobald sie fort war, rief Salomone Ulrich Schlägli zu sich.

Lächelnd prüfte er die Auskünfte und lächelnd reichte er sie ihr zurück.

„Wir werden zunächst die Wirkung Ihres Briefes abwarten," beruhigte er sie, „bis dahin werde ich meine Besuche bei Ihnen einstellen."

Zehn Tage später kam Salomones Brief aus Medina Springs zurück. Der Empfänger hatte die Annahme verweigert.

Salomone war verzweifelt und benachrichtigte sofort Ulrich Schlägli von dem Fehlschlag.

Er eilte zu ihr und fand sie in Tränen.

„Es hat nicht sollen sein!" tröstete er sie.

„Sie müssen sofort zu ihm fahren!" schluchzte sie und drückte ihm den Brief in die Hand. „Er muß diesen Brief lesen! Er muß mir verzeihen!"

„Ich reise auf der Stelle!" nickte er zuversichtlich und steckte den Brief ein.

Während der Fahrt machte er sich die erhöhten Schwierigkeiten des Unternehmens klar.

Zunächst galt es festzustellen, wie weit für Walter Funk das Dunkel, mit dem er ihn umgeben hatte, schon gelichtet war. Frau Hardams Besuch und

die Auskünfte gaben ihm hier sehr deutliche Fingerzeige. Sie ließen auch über die Quelle der Aufklärung keine Zweifel zu.

Ueber den Empfang, den er zu erwarten hatte, gab sich Ulrich Schlägli keinen trügerischen Hoffnungen hin. Aber der Schritt mußte gewagt werden.

Und so verließ er denn im Vollbesitz aller selbstverliehenen Würden am Nachmittag den Wagen, den er in Chicago bestiegen hatte, um sich nach Medina Springs zu begeben.

Nach Sonnenuntergang stand er vor der Fabrik.

„Alle Achtung!" murmelte Ulrich Schlägli und ging an der langen Reihe der Buden entlang, die am Rande des Geländes lagen, und las die Namen der Bauunternehmer, die sich darin eingerichtet hatten. Auch hier war der Betrieb trotz der einbrechenden Nacht in vollem Gange.

Er tat den blanken Röhrenhut herunter, wischte sich den Schweiß von der Stirn und betrat den Bauplatz.

Es gehörte ein gewisser Mut dazu, sich des Nachts als Unbeteiligter in dieses tolle Getriebe zu wagen.

Bald da, bald dort wurde er angebrüllt, rücksichtslos angerannt, zur Seite gestoßen. Eine Krankette schlug ihm den Hut herunter, daß er ihn nur mit knapper Not vor einer farbenschillernden Benzolpfütze retten konnte. Eine Lokomotive, die mit vier leeren Wagen in voller Fahrt angebraust kam, hätte ihn um ein Haar über den Haufen gerannt.

Endlich stand er vor einem langgestreckten nie-

drigen Wellblechbau, über dessen Eingang der Name Robinson Dittley prangte.

In diesem Augenblick trat hastigen Schrittes Walter Funk heraus. Er erkannte Ulrich Schlägli sofort, stutzte merklich, warf ihm einen wütenden Blick zu, schlug dann einen Hacken nach links und verschwand sehr schnell auf die große Maschinenhalle zu.

Ulrich Schlägli wartete geduldig.

Bald wurde er von einem langen Kerl mit struppigem Bart und großen Fäusten angerufen, der ihm drohend bedeutete, sofort das Baugelände zu verlassen.

Aber Ulrich Schlägli drehte sofort den Spieß um.

„Was unterstehen Sie sich?!" brüllte er mit hochempörter Miene. „Ich komme von Robinson Dittley und habe mit Herrn Funk zu sprechen. Wo ist das Kontor? Sagen Sie ihm, daß ich ihn dort erwarte. Sonst werde ich ungemütlich."

Der Erfolg war verblüffend.

Der lange Kerl griff höflich an die Mütze, stieß eine Tür auf und eilte davon.

Ulrich Schlägli überflog den engen, niedrigen Raum, der auf beiden Seiten je zwei Fenster hatte. Karten, Pläne und Tabellen hingen an den Wänden. In der Ecke stand hinter einem Vorhang ein Feldbett. Ueberall lagen Papiere. Papiere der verschiedensten Farben und Formen. Rechnungen, Briefe, Verträge, Zeitungen, Kontorbücher und immer wieder Briefe über Briefe, lose und in Mappen geordnete. An Materialproben war kein Mangel, besonders reichlich waren die Hölzer vertreten.

Die nächste Tür führte in einen dunklen Raum, der nach Tinte, Leim, Radiergummi und nach der Bandfarbe der Schreibmaschinen roch. Dort blinkte auch das Handrad eines großen Kassenschranks auf.

Ulrich Schlägli setzte sich, ohne den Hut abzunehmen.

Er brauchte nicht lange zu warten.

Die Außentür flog auf, und Walter Funk stand auf der Schwelle. Er schaute Ulrich Schlägli durchbohrend an, der darauf mit einem verbindlichen Lächeln antwortete, ohne sich weiter zu rühren.

Walter Funk war etwas schmaler geworden. Er machte einen überarbeiteten, abgehetzten Eindruck. Seine Fäuste ballten sich, und er stampfte mit dem Fuße auf, daß es dröhnte. In der offenen Tür hinter ihm tauchte der große Kerl mit den Hausknechtsfäusten auf und machte einen langen Hals.

„Was wollen Sie von mir?“ fragte Walter Funk mit der Beherrschung eines Mannes, der am Tage tausend Befehle erteilen muß.

Ulrich Schlägli erhob sich, tat den Hut herunter und machte eine leichte Verbeugung. Dann setzte er sich nieder.

„Ich denke, es ist besser wir schließen zunächst die Tür!“ schlug er vor und kreuzte die Knie. „Sie werden einige wichtige Fragen an mich zu stellen haben. Treten wir also in die Verhandlungen ein.“

Diese unerschütterliche Sicherheit verfehlte ihre Wirkung nicht.

„Ich habe nichts mehr mit Ihnen zu schaffen!“ rief

Walter Funk zwar wütend, warf aber doch die Tür ins Schloß.

„Das ist sehr bedauerlich," versetzte Ulrich Schlägli mit betrübter Miene, „aber eine Viertelstunde werden Sie doch wohl für Ihren verflossenen Freund übrig haben."

„Ich bedanke mich für eine solche Freundschaft!" stieß Walter Funk grimmig heraus.

„Nichts zu danken!" lehnte Ulrich Schlägli höflich ab. „Was ich für Sie tat, ist wenig genug. Es lohnt sich kaum davon zu sprechen Daß Sie diese Stellung hier innehaben, verdanken Sie in erster Linie Ihrer Tüchtigkeit. Daß Sie mir auf die Dauer keine freundschaftlichen Gefühle entgegenbringen konnten, wußte ich nur zu genau. Darauf hatte ich es auch gar nicht abgesehen."

„Nein!" fauchte ihn Walter Funk an. „Sie wollten mich an diese Daisy Madison alias Everett verkuppeln. Sie sind der Helfershelfer dieser Dame! Sie sind—"

„Es hat keinen Zweck mehr, es leugnen zu wollen!" fiel ihm Ulrich Schlägli ins Wort. „Ich führe aber zu meiner Entschuldigung an, daß mein Beruf —"

„Ein schöner Beruf!" höhnte Walter Funk haftig.

„Es gibt schönere", erwiderte Ulrich Schlägli gelassen. „Kommen wir lieber zur Hauptsache! Meine Auftraggeberin hat Ihnen einen Brief geschrieben. Sie haben die Annahme dieses Briefes verweigert. Er ist in ihre Hände zurückgelangt."

„Das gerade hatte ich damit bezweckt!"

„Die Möglichkeit wäre Ihnen auch geblieben, wenn

Sie den Brief vorher gelesen hätten. Es hat fast den Anschein, als fürchteten Sie sich, von seinem Inhalt Kenntnis zu nehmen. Daß diese Dame Sie innig liebt, steht außer Frage. Daß Sie diese Dame geliebt haben, dürfte kaum bestritten werden können. Daß ihre inneren und äußeren Vorzüge —"

„Halt!" schnitt ihm Walter Funk die Rede ab. „Nicht weiter! Ich werde Ihnen die Vorzüge Ihrer Auftraggeberin genau aufzählen. Anstatt mir offen und ehrlich entgegenzukommen, mietet sie sich einen ausgekochten Schurken, der sich nicht entblödet, die Stelle eines Heiratsvermittlers zu spielen. Diesen weiht sie unbekümmert in ihre heiligsten Gefühle ein, schon der erste Beweis, daß diese Gefühle nicht ernst sein können und daß der ganze Plan auf dem Grunde niedrigster Gesinnung gewachsen ist. Der ahnungslose Bräutigam wird an Bord des Dampfers gelockt, ein Schäferstündchen wird ermöglicht —"

„Und der Bräutigam holt sich eine schallende Ohrfeige!" warf Ulrich Schlägli kaltblütig dazwischen.

„Das könnte nur beweisen, daß sie noch über einen geringen Rest von äußerem Anstand verfügte, wenn es nicht eine von Ihnen angeregte Komödie war! Was ich anzunehmen geneigt bin "

„Nur weiter so!" drängte Ulrich Schlägli.

„Von Ihnen angestiftet ist sie über Bord gesprungen!" fuhr Walter Funk heftiger fort. „Sie haben mich veranlaßt, ihr nachzuspringen."

„Sehr kühn."

„Sie wissen ganz genau, wie ich es meine. Sie

haben dafür gesorgt, daß die Dame gerade in dem Augenblick über Bord fiel, als ich auf dem Achterdeck saß und den Sturz auf jeden Fall bemerken mußte."

„Ich bin selbst über Bord gesprungen!"

„Aus Angst um Ihr Honorar!"

„Honorar ist ein Fremdwort und hängt mit Ehre zusammen."

„Sie sollen das Geld, das sie mir geliehen haben, wieder haben mit Zins und Zinseszins!" rief Walter Funk in höchster Erregung. „Es brennt mir längst in den Händen. Das ist auch der einzige Grund, weshalb ich mich hier mit Ihnen abgebe."

Damit stürmte er in den Nebenraum, riß aus dem Kassenschrank ein Bündel Banknoten und warf sie vor Ulrich Schlägli auf den Tisch.

Der ließ sie zunächst liegen.

„Bedienen Sie sich und verschwinden Sie!" befahl Walter Funk herrisch.

Ulrich Schlägli steckte das Geld ein und erhob sich mit der zerknirschten Miene eines überführten Sünders.

„Auf Dank habe ich nicht gerechnet", seufzte er ergeben.

„Ich gestehe Ihnen zu daß Sie Ihre Pflicht getan haben", versetzte Walter Funk kühl. „Alle weiteren Bemühungen sind vergeblich."

„Leider!" stöhnte Ulrich Schlägli schmerzlich. „Es bleibt mir nun nichts weiter übrig, als meinen Auftrag in die Hände zurückzulegen aus denen ich ihn empfangen habe. Ich fürchte nur, daß ich nicht im-

stande sein werde, meiner Auftraggeberin jede Hoffnung zu rauben. Für diesen Fall zittere ich um ihr Leben."

Walter Funk biß sich auf die Lippen und schwieg.

„Ich gebe zu, daß ich mich mit dieser Sache überhaupt nicht hätte befassen sollen", fuhr Ulrich Schlägli zerknirscht fort. „Die Fäden sind viel zu fein und zart, als daß sich eine dritte Hand hätte unterfangen dürfen, sie zu knüpfen. Bevor ich aber nach Europa zurückreise, um mich einer dankbareren Aufgabe zu widmen, halte ich es für meine menschliche Pflicht, Ihnen anzuvertrauen, daß Fräulein Everett auf Sie wartet und gesonnen ist, keinem anderen Mann die Hand zu reichen."

Walter Funk rührte sich nicht, seine Miene war eisern, aber er hörte genau zu.

„Was hier auf diesem Fabrikgelände vor sich geht," sprach Ulrich Schlägli weiter, „wird letzten Endes die Trustbildung erzwingen. William C. Hardam ist ein viel zu gewiegter Kaufmann, um sich einem Kampf bis zur gegenseitigen Vernichtung auszusetzen. Er wird also über kurz oder lang eine Verständigung mit Robinson Dittley suchen müssen. Auf jeden Fall, ob er es nun freiwillig oder gezwungen tut, dürfte die Möglichkeit einer späteren Begegnung zwischen Ihnen und Fräulein Everett vorhanden sein. Mit dieser schwachen Hoffnung werde ich mich von meiner Auftraggeberin verabschieden."

Damit ergriff er seinen Hut und ging gesenkten Hauptes zur Tür.

Mit einer höflichen Verbeugung verabschiedete er sich.

„Haben Sie mir noch etwas mitzuteilen?“ fragte er auf der Schwelle.

Walter Funk schüttelte wortlos den Kopf.

Ulrich Schlägli verschwand. Am nächsten Morgen bestieg er den Zug und fuhr nach dem Osten zurück.

Zwei Wochen später tauchte in Medina Springs ein Arbeiter auf, der auf dem schwarzen Haar einen breiten Schlapphut trug und dessen Anzug aus grauem gerippten Stoff die Spuren langjähriger Benutzung zeigte. Seine Fingernägel wiesen dunkle Ränder auf. Um den Hals schlang sich ihm ein sehr unternehmend geknotetes, knallrotes Tuch.

Er lungerte überall herum, tat nichts und hatte außer einem verschlossenen Brief stets ein paar Dollar in der Tasche.

Da ihn keiner nach seinem Namen fragte, hatte er nicht nötig, zu verraten, daß er Ulrich Schlägli hieß.

XIII.

Während Robinson Dittley immer wieder auf die Betriebseröffnung der Fabrik drängte, um den Kampf gegen William C. Hardam eröffnen zu können, wehrte sich Walter Funk gegen jede Ueberhastung. Es entstand zwischen ihnen bald eine Spannung.

Zweimal kam Robinson Dittley nach Medina Springs. Der erste Besuch lief noch glimpflich ab, beim zweiten wurde er so ungemütlich, daß Walter Funk sich mit vollem Recht entrüstete.

„Ich kann nicht hexen!“ fuhr er heftig auf.

„Sie müssen hexen können!" fauchte ihn Robinson Dittley an, verdrehte wütend seine Jettaugen und fuhr wieder ab.

In New York angekommen, drückte er so ungestüm auf die Baufirmen, daß sie neue Schwärme von Arbeitern und neue Berge von Baustoffen nach Medina Springs warfen.

Es sah wirklich aus wie Hexerei, und die Wogen der Mehrarbeit und der Verantwortung, die über Walter Funk zusammenschlugen, drohten zuweilen, ihn zu überwältigen.

Aber er hielt tapfer stand und konnte nach einigen Wochen den Tag melden, an dem mit den ersten sechs Schleifmühlen voraussichtlich der Betrieb eröffnet werden würde.

Gleichzeitig unterrichtete er Robinson Dittley von der Notwendigkeit, durch eine kaufmännische Hilfskraft entlastet zu werden.

William C. Hardam blieb auch das nicht lange verborgen, denn seine Späher arbeiteten mit Hochdruck.

Jetzt holte Robinson Dittley zum ersten Schlage aus, indem er den Preis seiner Roherzeugnisse herabsetzte.

Die Börse wurde aufmerksam, verlor aber vorerst die Ruhe nicht.

Es hing allein von William C. Hardam ab, ob die Stetigkeit des Marktes weiterhin gewahrt bleiben würde.

Er saß an diesem Abend mit David Rox bis Mitternacht zusammen, und sie steckten die Köpfe zusammen wie zwei Verschwörer.

Aber schon am nächsten Morgen gerieten sie bei

offener Tür so hart aneinander, daß alle Angestellten die Ohren spitzten. Denn David Rox wollte den hingeworfenen Fehdehandschuh aufnehmen, William C. Hardam wollte unter allen Umständen die alte Preishöhe halten. Die Verluste, die in jedem Falle drohten, waren der Anlaß zu immer neuen, heftigeren Vorwürfen, mit denen sie sich gegenseitig überhäuften. Und wenn sie auch weiterhin bei geschlossener Tür verhandelten, Robinson Dittleys Spitzel spitzten um so schärfer die Ohren.

Das dauerte fünf Tage, bis David Rox nach einem geradezu fürchterlichen Zusammenstoß von William C. Hardam an die Luft gesetzt wurde.

Robinson Dittley machte einen Freudensprung und wartete zwei Tage vergeblich auf David Rox. Dann schickte er einen Vertrauensmann zu ihm.

David Rox lehnte das Angebot höflich, aber entschieden ab mit der Begründung, daß er die Absicht hätte, sich selbständig zu machen, und nahm bereits mit einer Bankgruppe Fühlung.

Um diese neue Gefahr zu bannen, ging Robinson Dittley selbst zu David Rox und schlug ihm vor, die kaufmännische Leitung der neuen Fabrik zu übernehmen. Die Bedingungen waren so verlockend, daß David Rox endlich einschlug.

Und so tauchte er eines Tages in Medina Springs auf.

Walter Funk empfing ihn mit unverhohlenem Mißtrauen. Aber David Rox ließ sich nichts merken, blieb höflich und kühl und hielt sein Ziel fest im Auge.

Walter Funk übergab ihm die Barbestände und die Schlüssel zum Geldschrank.

David Rox bemühte sich offensichtlich, mit Walter

Funk in ein gutes Verhältnis zu kommen. Er ließ ihm den ersten Platz, fügte sich allen Anordnungen, die Walter Funk traf, und brachte ihm seine Vorschläge in so verbindlicher Form zur Kenntnis, daß er sie schon aus Höflichkeit in ernste Erwägung ziehen mußte.

Als ihr Gespräch zufällig auf William C. Hardam geriet, äußerte sich David Rox durchaus verächtlich.

Das mißfiel Walter Funk, und er machte daraus kein Hehl.

„Was wollen Sie?" versetzte David Rox achselzuckend. „Ich verdanke ihm allerdings sehr viel. Das verpflichtet mich aber nicht, ihm nachzuspringen, wenn er sich in den Abgrund stürzen will. Ich habe versucht, ihn zurückzuhalten. Zum Dank dafür hat er mich von sich gestoßen. Er ist alt geworden. Er will nicht einsehen, daß Robinson Dittley alle Trümpfe in der Hand hat. Der Trust muß kommen. Und je schneller er kommt, um so besser ist es für alle Beteiligten, auch für William C. Hardam."

„Sie mögen recht haben!" nickte Walter Funk nachdenklich und ging in die große Maschinenhalle.

Und David Rox wirkte heftig weiter. Von allen Seiten holte er Arbeiter heran, da sich der Betrieb täglich vergrößerte. Besonders hatte er es auf die Vorarbeiter und Aufseher der Hardamschen Fabriken abgesehen, wo er anscheinend einen großen Anhang hatte. Er brauchte nur zu winken, schon waren sie da.

Währenddessen sah sich Ulrich Schlägli in seinem Streben nach Erfolg durch den dichten Stacheldraht und die beiden Wächter, die das vordere und das hintere Fabriktor, durch die das Schienengleis ein- und auslief, bewachten, bedenklich eingedämmt.

Er mußte seine Neugier in den Schenken von Medina Springs, die sich mit überraschender Schnelligkeit vermehrten, und draußen im Walde zu befriedigen suchen.

Unter den Waldarbeitern hatte er bereits einige gute Bekannte. Sie winkten ihm schon von weitem zu, denn er trug stets eine gutgefüllte Flasche am Gürtel.

Von ihnen erfuhr er alles, was in der Fabrik vorging.

Aber alle Versuche, sich durchs Tor zu schleichen, scheiterten an der Hartnäckigkeit der beiden Wächter und an der neuen von David Rox bis aufs Tüpfelchen festgelegten Fabrikordnung.

Ohne zu arbeiten, komme ich nicht hinein! fuhr es Ulrich Schlägli durch den Kopf.

Trotzdem meldete er sich vorerst nicht.

Der Frühling brach an, für Montana ein wenig spät. Ulrich Schlägli blieb in Medina Springs und lag auf der Lauer.

Jetzt endlich bequemte sich William C. Hardam dazu, Robinson Dittley zu unterbieten. Die Börse, die schon längere Zeit unter der Spannung der allgemeinen Weltlage litt, wurde unruhig. Die Kurse fielen mit einem Ruck.

Genau um dieselbe Zeit hörte Ulrich Schlägli in einer Schenke das Wort: Streik. Es sprang plötzlich auf den Tisch, als wäre es vom Himmel gefallen.

Am nächsten Abend war in Medina Springs von nichts anderem die Rede.

Die Aufseher machten merkwürdigerweise mit den Arbeitern gemeinsame Sache.

Ulrich Schlägli, der im Walde bei seinen Freunden saß, schlug heftig in dieselbe Kerbe.

„Hallo!" lachte der Aufseher der Waldarbeiter, ein grauhaariger Hüne mit kurzem Zwickelbart und höchst verschmitzten Fältchen um die listigen Augen. „Willst du mitstreiken?"

„Ich bin ja schon längst dabei!" rief Ulrich Schlägli fast ausgelassen und griff an den Gürtel nach dem Whisky.

„Das stimmt!" knurrte der Hüne. „Aber jetzt mußt du mit in die Reihe treten."

„Wird gemacht!" nickte Ulrich Schlägli rasch entschlossen. „Vorausgesetzt, daß die Streikkasse gefüllt ist! Denn meine Dollar gehen auf die Neige. Wohl bekomm's!"

„Alles in Ordnung!" rief der Aufseher, schlug ihm auf die Schulter und reichte die Flasche weiter.

Am nächsten Morgen trat Ulrich Schlägli mit dem Aufseher an das hintere Tor, empfing vom Wächter eine Marke und wunderte sich, daß er gar nicht nach seinem neuen Namen, den er schon in Bereitschaft gehalten hatte, gefragt wurde.

Er ging in den Wald, bekam eine Axt und ließ sich an einen zu fällenden Baum stellen.

Bis zum Frühstück wurde unverdrossen gearbeitet. Dann traten die Holzfäller in einen Kreis und sprachen über den Streik. Sie stritten nicht, sie waren längst einig. Es war, als gehorchten sie einer höheren Gewalt.

Am nächsten Morgen begann pünktlich um neun Uhr der Streik, nachdem David Rox die Forderungen der Arbeiter abgelehnt hatte.

Fünfmal brüllte die riesige Dampfpfeife über dem

Kesselhause auf. Bei jedem Schrei zuckte Walter Funk zusammen.

Mit einem Ruck standen alle Maschinen still. Die Kessel bliesen dröhnend den Dampf ab. Alle Arbeiter rückten vor die Fabrik, einschließlich der Wächter, nachdem sie die Schlüssel abgeliefert hatten.

David Rox stand am Fenster, hatte die Hände in den Taschen und rauchte eine Zigarette.

„Und nun?“ fragte Walter Funk, bebend vor Zorn und Argwohn.

„Abwarten!“ lächelte David Rox achselzuckend.

„Robinson Dittley muß neue Arbeiter schicken!“ schlug Walter Funk vor.

„Wozu ihn beunruhigen?“ wehrte David Rox ab. „Ich bringe die Sache schon wieder ins Lot. Kleinigkeit!“

Der Nachmittag verlief mit vergeblichen Verhandlungen, denen Walter Funk beiwohnte, an denen er sich aber nicht beteiligte.

Sein Argwohn nahm immer festere Formen an. Peinlich genau durchforschte er alles, was David Rox bisher getrieben hatte: sein plötzlicher Bruch mit William Hardam, sein Auftreten in Medina Springs, vor allem seine Vorliebe für Arbeiter und Aufseher aus den Hardamschen Fabriken.

Den Gedanken, daß David Rox den Streik angezettelt haben könnte, wurde er nicht mehr los. Und er beschloß, ihn aufs genaueste zu beobachten.

Kurz vor Mitternacht hörte er ihn, der im Nebenraume wohnte, leise aufstehen und aus dem Fenster ins Freie steigen.

Walter Funk nahm sofort die Verfolgung auf. Die schwüle Sommernacht war hell genug, um den Verfolgten nicht aus den Augen zu verlieren.

Er öffnete das hintere Tor, verschloß es und sprang dann mit langen Sätzen in den Wald hinein.

Walter Funk merkte sich genau die Richtung, eilte zurück, um eine Drahtschere zu holen, schnitt ein Loch in den Zaun, schlüpfte hindurch und setzte die Verfolgung fort.

Das Dunkel des Waldes umfing ihn. Er hielt sich zwischen den Schienen, um sich nicht zu verirren, horchte auf jeden Laut und schickte seine Augen unablässig auf die Suche.

Seine Ausdauer wurde belohnt.

Ein roter Feuerschein blakte links im Unterholz auf. Unhörbar birschte er sich heran, zuletzt kroch er am Boden hin, jedes Geräusch vermeidend.

Als er nahe genug war, hob er den Kopf.

Da saß David Rox im Kreise der zehn Aufseher, die um das Feuer lagen und hockten und ihm eifrig zuhörten.

Was er sprach, konnte Walter Funk nicht verstehen, denn David Rox sprach leise, wenn auch sehr eindringlich. Aber sein vom Feuer hell beschienenes Gesicht verriet deutlich genug, was er im Schilde führte.

Diese nichtswürdige Heuchelei raubte Walter Funk die Beherrschung. Mit einem Sprung stürzte er sich in die Mitte der Verschwörer.

Erschreckt fuhren sie auf.

David Rox erhob sich. Walter Funk packte ihn an die Brust.

„Sie Schurke! Sie haben den Streik angezettelt!" brüllte er außer sich vor Zorn.

Selbst dieser unerwartete Ueberfall vermochte David Rox nicht aus seiner Ruhe zu bringen. Er machte keine Bewegung der Abwehr, er lächelte nur spöttisch.

Dadurch wurden auch seine Getreuen, die sich inzwischen von ihrer Ueberraschung erholt hatten, abgehalten, sich auf Walter Funk zu stürzen.

„Was wünschen Sie von mir?" fragte David Rox überaus kühl. „Ich verhandle eben mit diesen Leuten, damit die Arbeit morgen wieder aufgenommen wird."

„Das ist eine nichtswürdige Lüge!" keuchte Walter Funk und ließ ihn los.

„Bitte!" versetzte David Rox mit tief gekränkter Miene und wies mit einer glänzenden Handbewegung auf seine zehn Zeugen, die wie auf Befehl kräftig nickten.

„Diese Herren haben mir soeben versprochen, alles daranzusetzen, die Streikenden zur Wiederaufnahme der Arbeit zu bewegen."

„Und das hier im Walde?" fragte Walter Funk mit zitternden Lippen. „Das ist eine Verschwörung!"

„Gewiß!" bestätigte David Rox. „Ich habe hier eine Verschwörung angestiftet, um den Streik zu beenden. Die Rücksicht auf die Streikenden erklärt die ungewöhnlichen Umstände dieser Zusammenkunft."

Walter Funk taumelte einen Schritt zurück.

Sein Angriff war abgeschlagen. Wortlos machte er kehrt und ging. Dann setzte er Robinson Dittley durch ein Telegramm von dem Streik in Kenntnis und bat um neue Arbeiter.

Eine Stunde später hörte er David Rox aus dem Walde zurückkommen.

XIV.

Schon am nächsten Mittag drahtete Robinson Dittley, daß zwei Züge mit Arbeitern unterwegs seien.

Die Maschinen standen noch immer still.

„Wo bleiben Ihre Arbeiter?" fragte Walter Funk bitter.

„Sie werden schon zur Besinnung kommen!" versetzte David Rox gleichmütig. „Lassen Sie nur erst die beiden Züge da sein, dann schlägt die Stimmung von selbst um. Die Rädelsführer stellen wir nicht wieder ein. Ich werde gründlich aufräumen."

Walter Funk griff sich an den Kopf.

Sollte er David Rox doch unrecht getan haben?

Er trug eine geradezu fabelhafte Ruhe und Kaltblütigkeit zur Schau.

Im Laufe des Tages erhielten die Streikenden Kenntnis davon, daß zwei Züge mit Streikbrechern eintreffen sollten. Sofort schickte ihnen der Streikvorstand eine Abordnung entgegen, um sie gehörig zu bearbeiten.

Die Züge sollten auf David Rox' Anordnung, ohne

in Medina Springs anzuhalten, bis auf das Fabrikgelände rollen. Aber die Streikleitung bekam zeitig genug Wind davon und zog am nächsten Morgen ihre Truppen vor dem vorderen Eingang zusammen.

David Rox mußte schon, um zum Bahnhof zu kommen, das hintere Tor benutzen.

Endlich dröhnten die beiden Züge dumpf heran. sie verlangsamten ihre Fahrt. aber die lebendige Mauer, die das Gleis sperrte, wich und wankte nicht. Die Lokomotiven schrien um die Wette. Die Strecke wurde nicht frei.

Vier Streikführer, die den Zügen entgegengelaufen waren, kletterten auf die erste Maschine und hielten dem Führer und David Rox, der bei ihm stand, die Revolver vor die Augen.

Die Bremsen kreischten. Die Maschinen bliesen den Dampf ab, die zweihundert Achsen standen mit einem scharfen Ruck.

Die neuen Arbeiter quollen aus den Wagen auf die Steppe. Ein Teil ging sofort zu den Streikenden über.

Die Mehrzahl aber, Einwanderer und Arbeitslose, die Robinson Tittley durch die östlichen Werbestellen vom Straßenpflaster hatte auflesen lassen, hielt sich abseits. David Rox setzte sich sofort an ihre Spitze, um sie durch das hintere Tor zu führen.

Auf einen Wink des Streikvorstandes stürmten dreihundert Mann am Zaun entlang, um David Rox zuvorzukommen. Auch er beschleunigte nun seinen

Schritt. Aber den Wettlauf gewannen die Streikenden.

Ehe David Rox mit seinen schwerfälligen, mit Gepäck beladenen Truppen das hintere Tor erreicht hatte, war es besetzt. Ein paar Revolver gingen unversehens los. Die Kugeln fuhren unschädlich ins Blaue.

„Ich bitte, Platz zu machen!" bat David Rox und lüftete höflich den steifen Hut.

Es öffnete sich widerwillig eine enge Gasse. Mit anerkennenswertem Mut rückte er vor. Die Gasse aber schloß sich sofort hinter ihm. Die Streikbrecher blieben draußen. Er begehrte auf. Es entstand um ihn ein scharfes Gedränge, zorniges Gemurr. Gelächter und Flüche umbrandeten ihn, er bekam mehrere Faustſtöße, und schließlich spie ihn die lebendige Mauer wieder nach außen.

Wiederum zeigte sich der Streikvorstand bereit zum Unterhandeln. David Rox zahlte den Streikbrechern einen Dollar und schickte sie nach Medina Springs.

Im übrigen ließ er sich nichts abmarkten. Ohne Wiederaufnahme der Arbeit keine Unterhandlung über die neue Lohnerhöhung. Die Entlassung der Streikbrecher schlug er ab.

Und er setzte seinen Willen durch. Die Streikenden erklärten sich bereit, die Arbeit um 10 Uhr morgens bedingungslos wieder aufzunehmen.

Die Streikwachen blieben an den Toren zum Schutz gegen die Streikbrecher.

„Die Schlote rauchen!" bemerkte David Rox.

Wirklich erschienen an den Schornsteinkronen des Kesselhauses ein paar leichte, graue Wölkchen.

Walter Funk rührte sich nicht. Sein Argwohn gegen David Rox saß zu tief.

Da rollte der erste Holzzug durchs hintere Tor, sechs niedrige Doppelwagen mit Stämmen bepackt, gestoßen von einem Kraftwagen, dessen Schwerölmotor langsam knatterte, fauchte und endlich stand.

Neben dem Führer bemerkte David Rox mit Befriedigung den riesigen Aufseher der Waldarbeiter, dagegen fiel ihm der neue Holzfäller mit dem roten Halstuch, der auf dem seitlichen Trittbrett saß und lässig die Füße herunterbaumelte, nicht weiter auf.

Walter Funk schaute nicht auf und stützte den Kopf in die Hände. Er brannte ihm wie Feuer. Alles in ihm sträubte sich dagegen, David Rox ein gutes Wort zu geben.

„Lieber räum' ich das Feld!" knirschte er in sich hinein. „Er ist trotz alledem ein Schurke, wie ihn nur Amerika erzeugen kann."

Zum erstenmal überfiel ihn ein eisiges Grauen vor dieser ungeheuren Räuberhöhle, in die ihn sein verblendeter Stolz und grenzenloser Hochmut gestürzt hatten.

Ein fliegender Schauer überlief ihn, seine Zähne begannen zu klappern, es drohte ihm schwarz vor Augen zu werden.

Aber er schüttelte sich mit Gewalt und ermannte sich wieder.

David Rox störte ihn dabei nicht, er scherzte im

Nebenraum mit den beiden Schreibern, seinen alten Mitarbeitern aus Kansas-City, und machte sich am Geldschrank zu schaffen.

Der Rauch der Schlote verstärkte sich.

In diesem Augenblick prallte ein scharfer Donnerknall mit der ungefügen Wucht eines harten Kanonenschlages gegen die Fenster.

David Rox stürzte herein. Er hatte merkwürdigerweise den Hut auf dem Kopfe.

„Was ist das?“ schrie er und riß das Fenster auf.

Immer mehr Donnerschläge von genau derselben Stärke folgten, von allen Seiten dröhnten sie herüber.

„Dynamit!“ brüllte David Rox, schlug mit den Fäusten durch die Luft und stieß ein lautes Indianergeheul aus. „Sie demolieren die ganze Fabrik!“

Walter Funk lachte qualvoll auf, dann entrang sich ein leises Stöhnen seinen bleichen Lippen und kraftlos sank seine Stirn auf die Schreibtischplatte.

David Rox merkte es kaum, denn ein vielhundertstimmiges Gebrüll, das in diesem Augenblick mit der unwiderstehlichen Gewalt eines Wassersturzes näher kam, fesselte seine Aufmerksamkeit.

Die Kunde von der Wiederaufnahme der Arbeit hatte sich längst in Medina Springs verbreitet und die neuen Arbeiter aus den Schenken getrieben. Die Torwache vermochte ihnen wohl eine Zeitlang den Eintritt zu verwehren. Als aber die Sprengkapseln in Tätigkeit traten, schwoll die Wut der Betrogenen um so höher, je eiliger die alten Arbeiter sich aus den

Werkstätten zum hinteren Eingang verzogen. Endlich gab auch die vordere Torwache Fersengeld.

Wie eine empörte Woge raste nun die Masse der Streikbrecher heran.

Sofort sprang David Rox aus dem hinteren Fenster, ohne sich um den zusammengesunkenen Walter Funk zu kümmern. Die beiden Schreiber saßen bereits draußen auf dem Triebwagen, dessen Motor mit Vollgas knatterte.

David Rox schwang sich auf die Maschine, und gleich setzte sie sich in Bewegung und verschwand im sausenden Fluge im Walde.

Die Anstürmenden wurden durch diese dicht vor ihren Augen gelungene Flucht zur höchsten Raserei angestachelt.

Walter Funk erwachte aus seiner Betäubung durch das Klirren der Fensterscheiben. Hunderte von haßerfüllten Augen, von wildgeballten Fäusten umringten ihn plötzlich. In allen Sprachen der Welt tobte es gegen ihn an.

Er blieb auf seinem Stuhl sitzen und schüttelte nur den Kopf.

Stöcke drohten, Messer blitzten, Revolverröhren blinkten durch die glaslosen Fensterrahmen.

Er rührte sich nicht.

Die Tür sprang auf, der niedrige Raum füllte sich mit wildem Getümmel.

Einer ließ seinen Prügel dicht vor ihm auf den Schreibtisch krachen.

Walter Funk verzog keine Miene.

Ich bin in Amerika! dachte er. Das sind Tiere, aber keine Menschen. Sie werden mich in Stücke reißen. Mögen sie es tun!

Und doch wagte keiner, ihn anzurühren. Sie brüllten nach David Rox, sie brüllten nach Rache, sie brüllten nach dem Dollar.

Walter Funk warf ihnen mit verächtlicher Gebärde seine Brieftasche zu.

Der Lärm flaute sofort zu einem beifälligen Geknurr ab.

Fütterung der Bestien! fuhr es Walter Funk durch den Kopf.

Währenddessen bemühte sich draußen ein Mann mit andauernder Hartnäckigkeit, die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Jetzt endlich drang er mit seinem Gebrüll durch.

„David Rox ist auf dem Bahnhof!" schrie er so laut, daß seine Kehle zu springen drohte. „Er zahlt Geld aus! Lauft schnell, daß ihr noch etwas abbekommt!"

Hunderte von Köpfen wandten sich mit einem Ruck, drängten sich um den brüllenden Mann, der auf einem riesigen Baumstamm stand und eine Handvoll Dollarscheine heftig auf und ab schwenkte.

„Lauft! Lauft!" schrie er unausgesetzt. „Lauft schnell, sonst kommt ihr zu spät. Hundert Dollar bekommt jeder und einen Fahrschein, wohin er will!"

Und dieser eine Mann schlug sie alle, Hunderte und aber Hundert, in die Flucht. Die ganze Masse setzte sich sofort in Bewegung, erst zögernd, dann hastig, zuletzt

überstürzend. Jeder wollte dem Nachbar zuvorkommen.

Das war die Jagd nach dem Dollar. In wenigen Minuten war das ganze Fabrikgelände leer.

Auch Walter Funk hatte die Stimme gehört, und sie war ihm merkwürdig bekannt vorgekommen. Er erhob sich zitternd, fühlte sich zur Tür und trat hinaus in den hellen Sonnenschein.

Da begann sich alles um ihn zu drehen, er sank in die Knie und wäre unfehlbar gestürzt, wenn ihn Ulrich Schlägli nicht aufgefangen hätte.

Er trug den Ohnmächtigen zum Bahngleis, bettete ihn sorgsam auf die Plattform einer der niedrigen, leeren Holzwagen und rollte ihn langsam nach Medina Springs hinunter.

Es zeigte sich, daß diese Vorsicht keineswegs überflüssig war Denn die doppelt Betrogenen kehrten bald zurück, stürmten die Wellblechbude, erbrachen den Geldschrank, fanden nichts darin und schlugen alles, was nicht niet- und nagelfest war, kurz und klein.

Zum Schluß steckten sie die Holzvorräte an.

Tagelang brannten sie ungestört.

Tagelang lag Walter Funk in wilden, schrecklichen Fieberträumen, und Ulrich Schlägli wich nicht von seinem Lager.

Endlich schlug der Kranke die Augen auf.

„Wo bin ich?“ fragte er unsicher.

„Noch immer in Medina Springs!“ erwiderte Ulrich Schlägli und machte sich was am Fenster zu schaffen.

„Medina Springs?“ wiederholte Walter Funk und durchsuchte seine undeutlichen Erinnerungen. „Steht die Fabrik noch?“

„So ziemlich!“ versetzte Ulrich Schlägli, ohne seine Stellung zu verändern. „William C. Hardam wird sie übernehmen.“

Walter Funk lächelte schmerzlich.

„War ich lange krank?“

„Gut zwei Wochen!“

„Und Sie haben mich gepflegt?“

„Ein wenig!“ versetzte Ulrich Schlägli.

„Wer sind Sie?“

„Ein alter Freund!“ damit drehte er sich um und trat näher.

„Sie?“ stöhnte Walter Funk und starrte ihn entgeistert an.

„Jawohl, ich!“ nickte Ulrich Schlägli zerknirscht.

„Sie sind also nicht nach Europa zurückgekehrt?“

„Nein!“ bekannte Ulrich Schlägli. „Ich habe den Ritter pp. an den Nagel gehängt und betätige mich jetzt als krankenpflegender Holzfäller.“

Walter Funk schloß die Augen. Mit schmerzvoll angestrengten Zügen suchte er sich die Vorgänge, die ihn aufs Krankenlager geworfen hatten, zu vergegenwärtigen.

„Sie haben mir das Leben gerettet!“ flüsterte er schwach und stockend.

„Das Leben!“ scherzte Ulrich Schlägli. „Ans Leben wär' es wohl nicht gleich gegangen. Höchstens hätte es ein paar Löcher im Leder gesetzt. Mein Verdienst

ist also sehr gering. Wenn ich Ihnen zu Hilfe gekommen bin, so geschah es aus eigennütziger Absicht."

Walter Funks Blick wurde wieder starr.

„Das würde mich nicht der Pflicht entheben, Ihnen zu danken!" sprach er bitter. „Leider aber muß ich annehmen, daß Sie vorsätzlich mitgeholfen haben, mich in diese Lebensgefahr zu bringen."

„Hoppla!" machte Ulrich Schlägli aufs höchste überrascht.

„Ihr Schweigen beweist, daß ich recht habe! Sie haben David Rox bei der Anzettelung des Streiks geholfen. In Hamburg haben Sie mir übrigens einen ganz ähnlichen Streich gespielt. Sie sind Hardams Verbündeter. Sie hatten allen Grund, die Vernichtung der Fabrik zu wünschen, mich von Robinson Dittley zu trennen, mich in die alte freundschaftliche Abhängigkeit zurückzuzwingen, mit einem Wort, mich zu demütigen und gefügig zu machen. Das eine ist Ihnen gelungen, das andere werden Sie nicht erreichen, solange noch ein Pulsschlag in meinen Adern pocht. Sie haben sich von David Rox mißbrauchen lassen, oder Sie haben ihn mißbraucht. In jedem Falle haben Sie sich so tief erniedrigt, einem offenkundigen Banditen in die Hände zu spielen."

Ulrich Schlägli ließ verblüfft den Kopf hängen.

„Warum verteidigen Sie sich nicht?" fragte Walter Funk erregt.

„Weil ich schon so viel auf dem Kerbholz habe, daß es mir nicht darauf ankommt, auch ein paar unbegangene Schandtaten auf meinen breiten Buckel zu

nehmen. Lassen wir die Vergangenheit ruhen, damit sie uns nicht den Blick für die Zukunft trübt. Sie wollen mit David Rox und William C. Hardam abrechnen. Nichts leichter als das. Heiraten Sie Fräulein Everett und setzen Sie die beiden an die Luft."

„Das ist eine unglaubliche Zumutung!" wies ihn Walter Funk zurück. „Ein Weib, das wirbt, ist unweiblich."

„Ein Vorurteil aus alter Zeit!" versetzte Ulrich Schlägli. „Was soll denn so ein armes Mädchen tun? Sich still in die Ecke setzen, vergeblich warten und alt werden? Um wieviel bewundernswerter ist der Mut, der dazu gehört, dieses eisgraue Vorurteil zu überwinden. Es gab eine Zeit, wo Sie über Fräulein Everett viel freundlicher dachten!"

Walter Funk preßte die Lippen fest zusammen und schloß die Augen.

Als er erwachte, war er allein. Er fand auf seiner Decke einen Brief. Ratlos wandte er ihn um und um.

Plötzlich fiel es ihm wie Schuppen von den Augen.

Das war derselbe Brief, den er schon einmal in den Händen gehabt und doch nicht geöffnet hatte.

Nun erbrach er ihn mit zitternden, widerstrebenden Fingern.

Und er las und las. Seine Pulsschläge begannen zu stürmen. Seine schmalen Wangen röteten sich.

So fand ihn Ulrich Schlägli.

Unschlüssig blieb er in der Tür stehen.

„Kennen Sie diesen Brief?" rief Walter Funk atemlos. „Ich will nicht wissen, wie er in Ihre Hände

gelangt ist. Ich habe Fräulein Everett bitter unrecht getan. Die Schuld an allen Mißverständnissen tragen Sie ganz allein."

Hilflos hob Ulrich die Achseln.

„Lesen Sie ihn, Sie haben ein Recht darauf!" sprach Walter Funk lebhaft und reichte ihm den Brief hin.

Ulrich Schlägli stellte sich ans Fenster und las langsam und mit Bedacht.

Der Graf Rudolf von Funk-Winnaden wurde darin nicht erwähnt, ebensowenig die Begegnung auf der dunklen Treppe. Nach den Beweggründen brauchte Ulrich Schlägli nicht lange zu suchen. Dort war es die Furcht, durch das Zerwürfnis zwischen Vater und Sohn ihre Liebe in neue Gefahren zu bringen, hier war es vielleicht die Scham. In der Unterschrift war der Vorname glücklich unterdrückt. Sie hatte in dem Brief alles vermieden, wodurch Walter Funk auch nur im entferntesten gereizt werden konnte.

Wortlos reichte er den Brief zurück.

„Sie werden Fräulein Everett sagen," begann Walter Funk, nachdem er sich einigermaßen beruhigt hatte, „daß —"

„Wollen Sie ihr das nicht lieber selbst sagen," warf Ulrich Schlägli ein.

„Nein!" entschied Walter Funk. „Ich kehre zu meinem Vater zurück. Er hat andere Pläne mit mir. Ich werde mich allen seinen Wünschen fügen. Ich weiß jetzt, daß ich keine bessere Wahl treffen kann, als er für mich bereits getroffen hat."

Ulrich Schlägli hätte jetzt am liebsten einen

Freudensprung bis an die Zimmerdecke getan. Trotzdem steckte er eine höchst betroffene Miene auf.

„Sie wollen also," murmelte er verzweiflungsvollen Tones, „Ihre Liebe nach den väterlichen Wünschen richten? Das soll ich von Ihnen glauben? Denn Sie haben Fräulein Everett einmal geliebt."

„Ich liebe sie noch!" gestand Walter Funk offen. „Ich werde meinem Vater gegenüber kein Hehl daraus machen und ihm diesen Brief vorlegen."

„Und Sie hoffen," fragte Ulrich Schlägli aufatmend, „daß er seine Wahl zu Fräulein Everetts Gunsten fallen lassen wird."

Walter Funk schwieg.

„Mein Gott!" rief Ulrich Schlägli und fuhr mit den Händen durch die Luft. „Sonst wäre er ja ein wahrer Rabenvater."

„Ich möchte sie nicht wiedersehen, bevor ich nicht meinen Vater gesprochen habe."

„Die Einwilligung Ihres Vaters dürfte auch auf telegraphischem Wege zu erhalten sein."

Acht Tage später verließen sie Medina Springs.

Walter Funk war körperlich noch etwas schwach, aber sein Geist war frisch. Ulrich Schlägli las ihm jeden Wunsch von den Augen ab. Seine derbe, kernige, herzliche Art tat ihm außerordentlich wohl. Hinter Harlowton kamen sie ganz von selbst wieder zur vertraulichen Anrede zurück.

„Bist doch ein braver Kerl!" sagte Walter Funk und drückte ihm die Hand. „Obschon man dir nicht über den Weg trauen darf."

„Aber winken darf sie doch, wenn wir abfahren!" bettelte Ulrich Schlägli.

„Ich werde gar nicht von New York abfahren!“ scherzte Walter Funk. „Vielleicht von Boston.“

Schon einige Male hatte Ulrich Schlägli versucht, den einzigen Punkt zu berühren, der ihm noch dunkel war, nämlich die Begegnung auf der Heidelberger Treppe. Und jetzt kam ihm ganz unerwartet die Aufhellung.

„Boston?“ fragte er harmlos. „Ach richtig! Boston besitzt ja noch immer eine gewisse Anziehungskraft. Um so nötiger scheint mir, daß Fräulein Everett zur Stelle ist, um abwegige Unternehmungen zu verhüten.“

„Lächerlich!“ wies ihn Walter Funk zurück. „Ich habe dir damals gleich gesagt, daß du auf dem Holzwege bist. Ich war allerdings dumm genug, einer Meisterschaftsschwimmerin nachzulaufen.“

„Donnerwetter!“ lachte Ulrich Schlägli, denn nun begann es ihm ganz deutlich zu dämmern. „Wo hast du denn diese Bekanntschaft gemacht?“

„In Heidelberg!“ berichtete Walter Funk arglos. „Auf der dunklen Treppe, die zu meinem Zimmer führte. Ueber mir war am Nachmittag eine Amerikanerin eingezogen. Meine Wirtin erzählte es mir. Dann hörte ich über mir ein Lied singen. Denselben Abend kam ich von Doktor Pudderlick heim. Ich hatte etwas getrunken und war sehr vergnügt. Auf der Treppe begegnete mir jemand. Ich wußte ganz genau, daß es die Amerikanerin war. Da hab’ ich ihr einen Kuß gegeben.“

„Nur einen?“ rief Ulrich Schlägli entsetzt.

„Oder auch einige. Sie hielt ganz still. Am nächsten

Morgen war sie fort. Merkwürdig genug. Von der Wirtin erfuhr ich ihre Adresse."

„Was war das für ein Lied?" forschte Ulrich Schlägli gespannt.

„Irgendein Lied. Ich kenne es nicht. Sie sang sehr schön. Die Melodie liegt mir noch heute im Ohr. Ich möchte es wohl noch einmal hören."

Hinter St. Paul erklärte sich Walter Funk endlich bereit, Fräulein Everett vor seiner Abreise nach Deutschland einen Besuch zu machen.

XV.

In Chicago schrien die Zeitungsjungen: „Krieg in Europa!"

„England erklärt Deutschland den Krieg!" brüllten sie schon in New York.

„Ich muß nach Hause!" rief Walter Funk mit tausend und aber tausend Deutschen, die aus allen Staaten in New York zusammenströmten, um eine Ueberfahrt nach dem bedrohten Vaterland zu suchen.

Doch für sie war das Meer gesperrt.

Kein Amerikaner nahm Anstoß daran. Ihre höhnischen Mienen bewiesen, auf welcher Seite sie standen.

„Wir sind in einem feindlichen Lande!" knirschte Walter Funk wütend.

„Scheint mir auch!" meinte Ulrich Schlägli betroffen. „Aber es nimmt mich nicht wunder. Die Amerikaner sprechen Englisch, also können sie nur englisch denken."

„Ich muß auf jeden Fall hinüber!" drängte Walter Funk stürmisch.

„Leicht gesagt!" versetzte Ulrich Schlägli achselzuckend und versprach, einen falschen Paß aufzutreiben.

Aber er beeilte sich nicht damit, weil er noch immer hoffte, daß sich Walter Funks Begeisterung und Kampflust mit der Zeit legen würden. Aber das Gegenteil trat ein. Er überhäufte Ulrich Schlägli ob seines Zögerns mit immer heftigeren Vorwürfen.

Von dem zugesagten Besuch wollte Walter Funk nichts wissen.

„Erst kämpfen und siegen!" rief er entschlossen. „Wie lange soll ich noch warten! Der Krieg ist vorbei, ehe ich hinüberkomme. Ich lasse mich bei den kanadischen Fliegern anwerben, und mit der ersten Maschine, die mir unter die Finger kommt, geh ich zu den Deutschen über."

„Ganz verrückt!" seufzte Ulrich Schlägli, sah endlich ein, daß er nachgeben müsse, und begann sich ernstlich um einen brauchbaren Paß zu bemühen.

Er hatte Erfolg. Nach drei Tagen brachte er das kostbare Papier.

„Jean Gaspard!" las er mit Nachdruck. „Der Mann ist kein Fabeltier und lebt wirklich. Er ist vor einiger Zeit aus Cincinnati spurlos verschwunden mit Hinterlassung einiger höchst betrübter Gläubiger und dürfte schon aus diesem Grunde auf die Weiterführung seines Namens keinen Wert legen. Er ist ein Luzerner Kind. Sein Geburtshaus liegt dem Gasthaus „Zu den drei

Gänsen" gegenüber. Es hat einen spitzen Giebel und drei Fenster. Die Tür ist an der rechten Seite."

„Was soll ich damit?" fragte Walter Funk unwirsch.

„Das sollst du dir merken. Denn die Engländer sind sehr neugierig und lassen es sich was kosten, um dem Kaiser einen Soldaten wegzuschnappen. In Luzern wohnt nämlich ein englischer Konsul."

Dann weihte er ihn immer tiefer in Jean Gaspards Familiengeheimnisse ein.

„Woher weißt du das alles?"

„Ich bin mit ihm zur Schule gegangen."

„Aber er ist ein Betrüger!"

„Das nimmt man hier nicht so genau. Die er betrogen hat, werden andere betrügen, um sich für die Verluste zu entschädigen. Der Paß ist gut. Wir fahren mit dem „Kong Harald". Die Plätze sind schon belegt. Ich bürge dafür, daß alles glatt abläuft."

Drei Tage später gingen sie an Bord, belauert von englischen Spitzeln.

„Skalpjäger in Zivil!" knurrte Ulrich Schlägli, nachdem sie die strenge Paßmusterung hinter sich hatten. Er gab Walter Funk den dringenden Rat, in der gemeinsamen Kammer zu bleiben, um jedes Aufsehen zu vermeiden. Währenddessen kam Salomone an Bord und verschwand sofort unter Deck.

Aber Walter Funk hielt es nicht lange in der Kammer aus. Die Unruhe, die in ihm brannte, trieb ihn an Deck.

Und hier stieß er auf Hannibal Dudy, der ihn so-

fort sehr argwöhnisch in Augenschein nahm und sich ihm an die Fersen heftete.

Auf der Stelle machte Walter Funk kehrt, denn die Leinen wurden schon losgeworfen, und verließ das Schiff, ohne Ulrich Schlägli davon in Kenntnis zu setzen.

Erst als der Lotse bei Sandy Hook von Bord ging, suchte Ulrich Schlägli Walter Funk und fand Hannibal Dudy, der ihm sofort erhöhte Aufmerksamkeit widmete.

Jean Gaspard war nicht an Bord. Der Obersteward stellte durch Nachforschungen fest, daß ein Fahrgast kurz vor Abfahrt des Dampfers wieder von Bord gegangen war. Die Beschreibung wies auf Walter Funk.

Ulrich Schlägli warf Hannibal Dudy einen wütenden Blick zu und dachte sich das Richtige.

Salomone nahm die Nachricht von Walter Funks Flucht sehr gefaßt entgegen.

„Ich kehre mit dem nächsten Dampfer nach New York zurück!“ versprach ihr Ulrich Schlägli. „Und Sie reisen nach Deutschland. Dort sind Sie am sichersten.“

„Und Hannibal Dudy?“ fragte sie ängstlich.

„Den überlassen Sie nur mir!“ beruhigte er sie lächelnd.

So oft sich Hannibal Dudy ihr im Laufe der Reise auch zu nähern suchte, immer stieß er auf Ulrich Schlägli, und die Wut auf diesen vermeintlichen Nebenbuhler und verkappten Hunnen schwoll ins Grenzenlose.

In Southampton hetzte er eine ganze Meute von Untersuchungsbeamten auf ihn.

„Ich bin Schweizer!" begehrte Ulrich Schlägli auf.

Aber alle Vorstellungen halfen nichts. Ulrich Schlägli wurde als höchst verdächtig von Bord genommen.

„Reisen Sie weiter!" rief er Salomone zu. „Es bleibt bei unserer Verabredung!"

Fassungslos schaute sie ihm nach. Die Tränen stiegen ihr in die Augen.

Da trat Hannibal Dudy zu ihr, um ihr seine Hilfe anzubieten.

Aber sie würdigte ihn keines Wortes und ließ ihn stehen.

Inzwischen saß Ulrich Schlägli im Gefängnis zwischen Dieben und Verbrechern.

Der schweizerische Gesandte in London, dessen Hilfe er sofort anrief, gab sich alle Mühe, ihn zu befreien.

Erst nach einer grimmigen Beschwerde schlug seine Erlösungsstunde.

Er besuchte den Gesandten, meldete seine Entschädigungsansprüche an und traf vierzehn Tage später wieder in New York ein.

Jetzt galt es, Walter Funk zu finden.

Ein Kabelspruch nach der Schweiz ergab die Auskunft, daß Walter Funk Deutschland noch nicht erreicht hatte.

Also bestand die Wahrscheinlichkeit, daß er sich noch in Amerika befand.

Seine Spur ließ sich trotz aller Bemühungen nur bis zum dritten Tage nach der Abfahrt des „Kong

Harald" verfolgen, wo er bei der Dampferlinie einen Teil des Fahrpreises zurückverlangt hatte.

Ulrich Schlägli aber wußte sich zu helfen: er ließ in den verbreitetsten Zeitungen der Union zehntausend Dollar Belohnung demjenigen zusichern, der ihm den Aufenthalt des Millionenerben Jean Gaspard, geboren in Luzern, später in Cincinnati, nachweisen könnte. Er gebrauchte die Vorsicht, diese Anzeige mit seinem vollen, ehrlichen Namen zu unterzeichnen, in der leisen Hoffnung, daß Walter Funk geneigt sein würde, die ausgesetzte Belohnung selbst zu verdienen.

Der Erfolg war überwältigend, denn es meldeten sich, den amerikanischen Verhältnissen entsprechend, gleich ein paar Dutzend Anwärter auf die Millionenerbschaft.

Darunter auch Walter Funk, der inzwischen bei einer Flugzeugfabrik in Albany fliegen gelernt hatte.

Bald darauf tauchte dort ein Russe auf, der sich Iwan Proschkorow nannte, wie ein bedeutend verjüngter asthmabefreiter Kaviarhändler aus Astrachan aussah und ein brennendes Begehren nach der Kunst des Fliegens bekundete.

Walter Funk wollte ihn, nachdem er sein Erstaunen über die Verkleidung überwunden hatte, herzlich begrüßen.

Aber Iwan Proschkorow machte ein so abweisendes Gesicht, daß er es unterließ.

„Es ist besser, wir sehen uns zum erstenmal," flüsterte ihm Ulrich Schlägli in einem unbewachten Augenblick zu.

Und Walter Funk drehte ihm sofort den Rücken.

Der Flugplatzleiter, ein aalglatter, amerikanischer Dollarmacher, wurde benutzt, die Bekanntschaft zu ver-

mitteln. Trotzdem beschränkten sie ihren Verkehr auf das allernotwendigste.

Walter Funk ließ sich von seinem gefahrvollen Vorhaben nicht abbringen, und Ulrich Schlägli blieb nichts anderes übrig, als nachzugeben. Innerlich seufzend, äußerlich begeistert, setzte er sich zu ihm in den Torpedodecker.

Der Motor sprang knatternd und pfauchend an, die Maschine rollte über den Platz, schwankte ein wenig und stieg schwebend hinein ins tiefe Blau. Walter Funk flog ein paar enge Schleifen, zog und drückte die Maschine, daß sie in stürmischen Wogenlinien auf und ab schaukelte, stieß in steilem Gleiten abwärts und landete wie auf einem Samtteppich.

„Oh!" stöhnte Ulrich Schlägli und preßte die Hände auf den Magen, der ihm durch den steilen Gleitflug etwas aus dem Gleichgewicht gekommen war. „Es ist Krieg! Man muß sich daran gewöhnen."

Der Flugplatzleiter schüttelte ihm die Hand.

Einige Wochen später traf Iwan Proschkorow mit Jean Gaspard in der Sammelstelle der dritten kanadischen Feldfliegerabteilung ein, um militärisch ausgebildet zu werden.

Iwan Proschkorow sollte blinde Bomben auf eine mit Eisenplatten bedeckte Holzhütte werfen lernen und traf immer daneben. Es hatte den Anschein, als ob er durchaus keine Eile hätte, zur Front zu kommen.

Jean Gaspard aber, sein Flieger, machte ihm zum Ergötzen der anderen ob solcher Ungeschicklichkeit heftige Vorwürfe.

Vielleicht kommt inzwischen der Friede! dachte Ulrich Schlägli und zögerte weiter, die Bedingungen zu erfüllen, obschon Walter Funk immer ungestümer drängte.

„Ich bin ein Russe!" wehrte Iwan Proschkorow gelassen ab. „Ich habe eine breit angelegte Natur. Was kann die Eile nutzen!"

„Ich habe keine Zeit zu verlieren!" fuhr ihn Jean Gaspard an.

„Weil du ein Franzose bist!" versetzte Iwan Proschkorow mit überlegener Miene.

„Schöner Bundesgenosse!" knirschte Jean Gaspard und wandte sich wütend ab.

Darauf zankte sich Iwan Proschkorow mit James Frossaux herum, einem kleinen, sehr lebhaften Quebecker, der alles besser wissen wollte.

Er konnte über des vermeintlichen Russen Hang zum Widersprechen manchmal in eine helle Wut geraten.

So sehr sich James Frossaux zu Jean Gaspard hingezogen fühlte, so wenig konnte er Iwan Proschkorow leiden. Und trotzdem kam er nicht von ihm los.

Die anderen Kanadier saßen herum, tranken Whisky und hörten zu. So verbrachten sie eine Reihe stürmischer Regentage, die jede Flugtätigkeit unterband.

Da schien endlich die Sonne ins Fenster und lockte sie alle ins Freie.

Zehn Minuten später sauste der Beobachter Iwan Proschkorow mit seinem Flieger Jean Gaspard in einer Höhe von tausend Meter auf das Zielhäuschen zu.

Walter Funk stellte den Gashebel ab und neigte sich zu Ulrich Schlägli, der vor ihm saß.

„Sieh dich vor!" schrie er ihm zu.

Ulrich Schlägli wandte sich um.

„Vor diesen Dummköpfen?" rief er lachend. „Ich spiele Fangball mit ihnen, wenn's sein muß, ohne daß sie es merken."

„Vor James Frossaux!"

Ulrich Schlägli nickte nur.

„Und nimm dich zusammen! Mit Worten schlägt man nicht den Feind!"

Ulrich Schlägli griff sichtlich betroffen zum Zielfernrohr, während Walter Funk Vollgas gab und die Maschine hochriß.

Als sie eine halbe Stunde später landeten, hatte Iwan Proschkorow alle Bedingungen erfüllt.

Vierzehn Tage später wurden zweiunddreißig Mann dieser Flieger-Ersatzabteilung frontklar gemeldet. In Quebek gingen sie an Bord eines kleinen Frachtdampfers, der achtzehn Flugzeuge geladen hatte. Der Raum war ziemlich beschränkt. In die Kammer, die Jean Gaspard und Iwan Proschkorow belegten, drängte sich schließlich auch James Frossaux. Er mußte allerdings mit dem Sofa vorliebnehmen.

Iwan Proschkorow schien die stürmische Ueberfahrt nicht sonderlich zu bekommen. Er schlug sich mit einer hartnäckigen Erkältung herum und blieb ein paar Tage in seiner Koje. Eines Abends hatte er sogar Fieber.

„Morgen ist es vorbei!" suchte er Jean Gaspard zu beruhigen und nahm einen kräftigen Schluck Whisky.

Walter Funk ging an Deck, setzte sich hinter die Rudermaschine auf die Bank und dachte an die kampfumtobte Heimat. Keiner störte ihn dabei. Jetzt am Abend war der Platz ganz einsam.

Mit jedem Schraubenschlag kam er dem Vaterlande näher.

Plötzlich tauchte James Frossaux mit bleichem, wutverzerrtem Gesicht vor ihm auf.

„Iwan Proschkorow ist ein Boche!" stöhnte er am ganzen Leibe bebend vor Empörung.

Walter Funk erhob sich langsam und ballte die Fäuste.

„Er hat aus dem Schlaf gesprochen!“ keuchte der kleine Franzose. „Deutsch! Ich kann nur wenig Deutsch. Aber diese Worte kenne ich genau!“

„Welche Worte?“ flüsterte Walter Funk heiser.

„Deutschland über alles!“ war James Frossaux' widerstrebende Antwort, und er schüttelte sich dabei vor Abscheu. „Wir müssen es sofort melden. Er muß über Bord geworfen werden!“

Da fuhr ihm Walter Funks Faust blitzschnell an die Kehle und preßte sie zusammen wie einen Schwamm.

James Frossaux verdrehte die Augen und brach in die Knie.

Dann flog ein lebloses Bündel über Bord. Walter Funk sah, wie es im Schraubenwirbel verschwand.

„Einer weniger!“ stöhnte er wie befreit auf, aber das Herz schlug ihm zum Zerspringen.

Ulrich Schlägli schlief tief und ruhig. Walter Funk bewachte getreulich seinen Schlummer.

„Du sprichst aus dem Schlaf!“ warnte er ihn am nächsten Morgen.

„Donnerwetter!“ fuhr Ulrich Schlägli auf. „Wo ist James Frossaux?“

Walter Funk zuckte die Achseln.

Am Mittag wurde James Frossaux' Verschwinden festgestellt. Die Untersuchung ergab, daß er am Abend mit allen Zeichen einer heftigen Erregung in den Speiseraum gekommen, sich wild umgesehen und, ohne ein Wort zu sagen, wieder davongestürzt war.

Ulrich Schlägli warf einen scharfen Blick zu Walter Funk hinüber und sagte aus, daß James Frossaux schon mehrere Tage lang ein sehr aufgeregtes Wesen gezeigt und an jenem Abend unter einem

besonders heftigen, merkwürdigen Benehmen die Kammer verlassen hatte.

Jean Gaspard bestätigte das.

Unter der naheliegenden Annahme, daß James Frossaux in einem Anfall von plötzlicher Geistesstörung über Bord gesprungen und ertrunken sei, wurde sein Name in der Liste gelöscht.

Drei Tage später war er bereits vergessen. Zudem nahm die wachsende Furcht vor den deutschen Unterseebooten die Geister gefangen. Rettungsgürtel wurden verteilt. Die Wachen wurden verstärkt. Eine Rettungsübung mit ausgeschwenkten Booten wurde vorgenommen.

Unter dem Schutz der neutralen Sternenflagge wurde der Kanal angesteuert. Das Ziel war Boulogne.

Die französische Küste kam in Sicht.

„Schade!" knurrte Ulrich Schlägli und stieß die Korkweste mit einem Fußtritt unter die Koje.

Da wurde er gegen die Tür geschleudert.

Unter dem fürchterlichen Krachen einer Mine holte das Schiff nach Backbord über.

Alles stürmte an Deck, in die Boote.

Die beiden Backbordboote konnten infolge der Schräglage des Schiffes nicht zu Wasser gelassen werden. Die beiden Steuerbordboote überfüllten sich. Eins schlug um. Mit steilaufgerichtetem Bug sackte der Dampfer weg, mit ihm die achtzehn gutverpackten Flugzeuge.

Zwei französische und ein englischer Zerstörer jagten heran und nahmen die Schiffbrüchigen an Bord, der englische jagte nach Dover hinüber.

So betraten Iwan Proschkorow und Jean Gaspard den Boden Englands. Alle anderen waren froh, ein paar Tage Urlaub für London herausschlagen zu

können, Walter Funk und Ulrich Schlägli verzichteten darauf.

Schon am nächsten Morgen trafen sie in Calais ein mit dem Marschbefehl nach Morb in der Tasche.

Von Morb wurden sie in das Fluglager Nangcy abgeschoben, wo sie mit einem neuen zweihundertpferdigen Farman-Doppeldecker zunächst einen Probeflug machen sollten.

Sie stiegen ein, der Motor sprang an.

„Vorwärts!" schrie Iwan Proschkorow, aber auf Französisch, und warf die linke Hand hoch.

Nach drei Sicherheitsrunden riß Walter Funk das Flugzeug hoch.

Vorwärts ging der rasende Flug, immer höher, der Sonne und der Heimat entgegen.

Näher und näher schoben sich die Frontlinien.

Plötzlich setzte das deutsche Sperrfeuer ein.

Ulrich Schlägli zog den Kopf ein und machte sich so klein wie möglich.

„Gas weg!" brüllte er und winkte mit beiden Armen.

Walter Funk drückte die Maschine und sauste mit Vollgas steil abwärts durch das Sperrfeuer, dann riß er das Gas weg.

Dicht hinter ihnen barst ein Schrapnell.

Das Feuer verstummte plötzlich.

Hart setzte das Flugzeug auf und kippte mit zerbrochenem Fahrgestell nach vorn über.

Walter Funk lehnte bleich im Führersitz. Aus seiner rechten Schulter quoll Blut.

„Verwundet?" schrie Ulrich Schlägli bestürzt.

„Von einer deutschen Kugel!" flüsterte Walter Funk und verlor die Besinnung.

Ulrich Schlägli beugte sich über ihn, um das Blut zu stillen.

Aber er hatte die Rechnung ohne den braven

deutschen Landsturmmann gemacht, der mit langen Sätzen über das Feld stürmte.

„Hände hoch!“ schrie er mit dröhnender, gutgeübter Stimme und legte an.

„Nicht schießen!“ brüllte Ulrich Schlägli zurück. „Wir sind gute Deutsche.“

Mißtrauisch kam der Landwehrmann heran und half Walter Funk aus dem Flugzeug heben.

„Nanu?“ knurrte er verdutzt. „Ist das nicht Walter von Funk?“

Es war kein anderer als Doktor Pudderlick aus Heidelberg, der die beiden falschen Kanadier gefangen nahm.

Walter Funk erwachte im Lazarett von Lille.

Neben seinem Lager saß Ulrich Schlägli in bürgerlicher Kleidung.

„Bin ich schwer verwundet?“ fragte er ihn.

„Wenn du nicht gerade auf den Händen laufen willst, kannst du in drei Tagen spazierengehen.“

„Hast du schon nach Hause telegraphiert?“

„Wozu?“ lächelte Ulrich Schlägli verschmitzt. „Das hat jetzt keine Eile mehr.“

Walter Funk drückte ihm dankbar die Hand.

Auch Doktor Pudderlick fand sich mehrmals ein. Er schwärmte von nichts anderem als von Deutschlands herrlicher Zukunft.

Bald mußte Ulrich Schlägli Abschied nehmen. Er folgte einem Rufe nach Berlin, um einige schwierige politische Aufträge zu übernehmen.

Walter Funk trat am Abend durch das Tor in den väterlichen Park.

Niemand kam ihm entgegen. Auch an der offenen Hauptpforte rührte sich nichts. Von keinem gesehen, kam er bis in den Festsaal.

Plötzlich stockte sein Fuß. Lauschend stand er da.

Gedämpfte Töne drangen zu ihm. Der Flügel sang, eine weiche, wehmütige Stimme fiel ein.

Es war das fremde und ihm doch so wohlbekannte Lied aus Heidelberg.

Wie kam es hierher?!

Auf den Zehen schlich er durch den Speisesaal, öffnete leise, ganz leise die Tür zum Musiksaal.

Da war das Lied zu Ende.

Die Sängerin erhob sich, sie kam ihm entgegen. Sein Vater, der plötzlich neben ihm stand, nahm sie bei der Hand und stellte sie vor.

„Salomone!" flüsterte Walter Funk wie verzaubert. „Salomone heißt du?"

„Ja!" nickte sie lächelnd und ein wenig schmollend zugleich. „Ich kann doch nichts dafür, daß ich so heiße."

„Es ist ein wunderbar schöner Name!" sprach er zärtlich und küßte ihre Hände. „Ich will dich immer Salomone nennen!"

Lautlos zog sich der Vater zurück.

Sanft schmiegte sie sich an den Geliebten und strich ihm lind über die wunde Schulter. Dabei fielen ein paar Tränenperlen auf seine kranke Hand.

„Warum weinst du?" fragte er sie und zog ihren Kopf an seine Brust.

„Weil ich so überglücklich bin!" gestand sie leise.

Da endlich fanden sich ihre Lippen für immer.